



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1909

4 (1909)

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannahill, Südafrica.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Paps Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannahill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

27. Jahrgang.
№ 4.

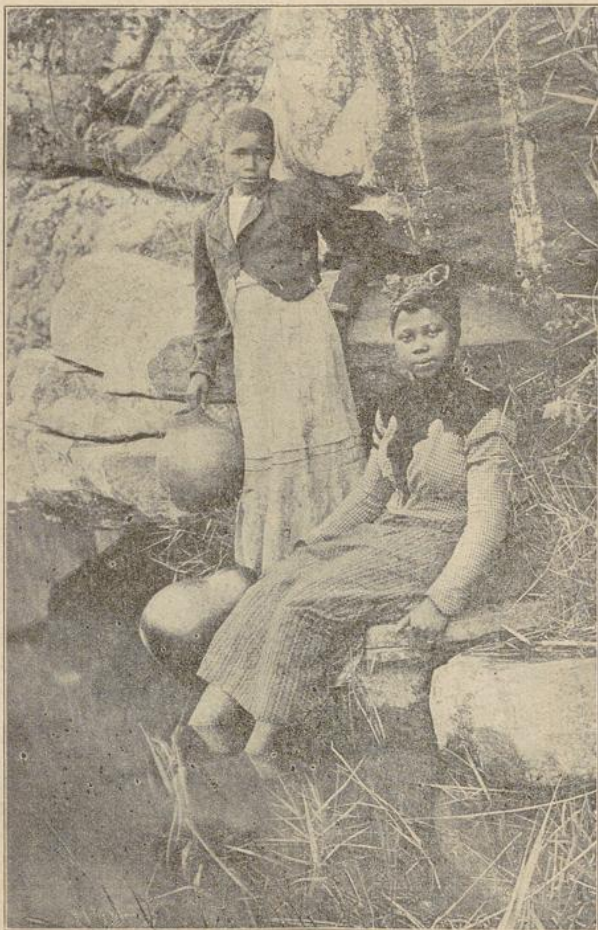
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohltätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Zwei christliche Mädchen am See.

Köln a. Rh.

April 1909.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnementen
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannahill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohlthäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

In der Osternacht.

Das Bächlein erwacht
In der Osternacht,
Reibt sich plätschernd den Schlaf aus den Augen
Und spricht: „Was soll mir der Schlummer taugen?
Winter war gar so trüb und lang,
Nun kommt der Frühling mit Sang und Klang.“
Und durch die tiefe, nächtliche Ruh
Ruft es jauchzend den Bergen zu:
„Ostern ist da,
Hallelujah!“

Die Drossel erwacht
In der Osternacht.
Regt in heimlicher Wonne die Schwingen,
Süß und schmelzend beginnt sie zu singen.
Hell klingt in den Lüften ihr Morgenlied;
Der Westwind streicht über Halm und Ried,
Und durch die tiefe, nächtliche Ruh
Trägt er die Botschaft dem Tale zu:
„Ostern ist da,
Hallelujah!“

Das Veilchen erwacht
In der Osternacht,
Hört noch halb umfassen von Träumen,
Die Drossel schlagen, den Waldbach schäumen,
Und flüstert: „Ist es schon an der Zeit?“
Flink probiert es sein neues Kleid,
Und durch die tiefe, nächtliche Ruh
Raunt es den Halmen und Gräsern zu:
„Ostern ist da,
Hallelujah!“

Die Glocke erwacht
In der Osternacht,
Kündet's jubelnd den schlummernden Landen:
„Wachet auf! Der Herr ist erstanden!
Der starke Held über Leben und Tod!
Im Osten dämmert das Morgenrot.“
Und in die träumende Feierruh
Ruft es die Glocke den Schläfern zu:
„Ostern ist da,
Hallelujah!“

Dr. Ferdinand von Schlör, Bischof von Würzburg,

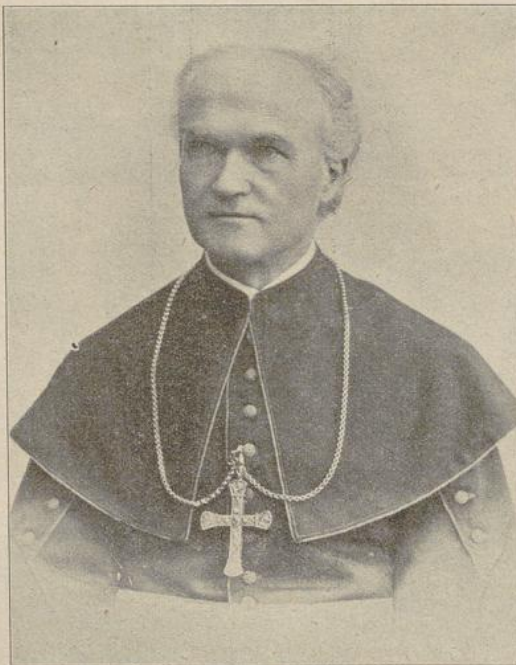
feierte am 2. März seinen 70. Geburtstag. Zahlreiche Glückwünsche liefen aus und Fern bei dem vielgeliebten Oberhirten ein. Mit dankerfülltem Herzen wurde gewiß an diesem Tage viel für Ihn gebetet, z. B. von den Armen und Bedrängten, denen Er immer ein teilnehmender Helfer und Tröster ist. Wie freudig bewegt es Jedermann, wenn der Hochwürdigste Herr auf Seinen Firmungsreisen es sich nicht nehmen läßt, im Beichtstuhl mitzuhelfen, wo Jeder mit väterlicher Liebe aufgenommen wird. Steht Er doch wegen Seiner natürlichen Demut, aufrichtigen Frömmigkeit und Seines freundlichen, liebevollen Wesens im höchsten Ansehen. Se. Bischöfl. Gnaden ist aber auch ein großer Freund und Gönner unserer Mission und beehrt die Trappisten durch manche Gunsterweisung.

Möge der Allmächtige Ihn reichlich segnen mit der Fülle seiner Gnaden und Ihm Kraft und Stärke verleihen, noch recht lange seines Hohenpriesterlichen Amtes zu walten.

Ad multos annos!

Glockenweihe in Mariannhill.

Im November 1908 kamen die für unsere St. Josephskirche bestimmten Glocken hier an. Sie erregten ob ihrer beträchtlichen Größe — die Muttergottesglocke wiegt ohne Zubehör 965 Kilo, die dem hl. Joachim geweihte 573 und die der hl. Anna 349 — allgemeines Aufsehen, und sogar die umwohnenden Protestanten in Pinetown und den übrigen Bahnstationen freuten sich voraus des herrlichen Geläutes, das in Valde die ganze hiesige Gegend beherrschen sollte. Bruder Robert holte die Glocken mit seinem schwarzen Gehissen in Pinetown ab. Sie wurden mit den eisernen Glockenstühlen und der sonstigen Armatur auf zwei mit je zehn Mauljeseln bespannte Wagen geladen und direkt der neuen Kirche zugefahren. Am Kirchenportal stieß jedoch die große Glocke an oberen Querbalken an und wurde daher samt den beiden andern außerhalb der Kirche im halb vollendeten Atrium abgeladen.



Dr. Ferdinand v. Schlör, Bischof von Würzburg.

Hier wurden auch die drei Glocken behufs der Weihe, die am 15. Dezember stattfinden sollte, mit Klafenzügen an großen eisernen Trägern aufgehängt; elf kleinere, für unsere Außenstationen und Katechesen-

stellen bestimmte Glocken wurden im Innern der Kirche unter der Orgelbühne befestigt, sodaß sich an jenem Tage die Gesamtzahl der zu weihenden Glocken auf 14 belief. Die große Marienglocke trägt die Inschrift:

„Nos cum prole pia — benedicat virgo Maria
Segne uns, o Jungfrau rein — mit dem lieben Kinde dein.“

Auf der St. Joachims-Glocke steht die dem Cisterzienser-Brevier entnommene Invokation:

„Joachim, felix ave conditoris,
Nostras precamur suscipe preces.“

Joachim, du glücklicher Großvater deines Schöpfers, nimm gnädig auf unsere Bitten“, und auf der St. Anna-Glocke:

„Matris Annae precibus juvemur
Tempus in omne.“

Die Fürbitte der hl. Mutter Anna sei unsere Hilfe für alle Zeit“. Von den kleineren Glocken waren zwei der allerfertigsten Jungfrau geweiht, zwei dem hl. Josef, eine dem hl. Franziskus Xaverius; die Patrone der übrigen waren: St. Bernardus, St. Gerardus, St. Bonaventura, St. Hieronymus, St. Pius und St. Dominikus. Eine ring die sinnige Inschrift: „Gott zur Ehr“ — den Menschen zur Lehr.“ Zehn derselben waren aus Bronze, sie entstammten verschiedenen Firmen und wiesen recht hübsche Bilder und Ornamente auf.

Die drei großen Glocken der St. Josephskirche wurden vom Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation geliefert und sind bloße Stahl-Glocken. Sie haben den Bronzeglocken gegenüber den Vorteil, daß sie um die Hälfte billiger, und viel fester, widerstandsfähiger und weittragender sind. Wir fürchteten anfangs selbst, sie möchten einen harten, gellenden Ton haben, waren jedoch aufs angenehmste überrascht, als die Brüder, nachdem sie die Glocken im Atrium aufgehängt hatten, versuchsweise die schweren, mit faustgroßen ehernen Knäufen versehenen Klöppel anschlagen und die Glocken einen äußerst schönen, vollen und herrlichen Klang gaben. Besonders gut gefiel uns allen die mittlere, St. Joachims-glocke, sowie die große, schwere Marienglocke mit ihrem sonoren, prächtigen Tone. Die Glocken sind harmonisch abgestimmt (f — as — ces), und dürften bei günstiger Windrichtung sogar in Durban, das 20 engl. Meilen von Mariannahill entfernt ist, gehört werden. Jetzt schon freuen wir uns auf die hl. Christnacht, wo sie zum erstenmale, droben auf den beiden Türmen der St. Josephskirche, um die Mitternachtsstunde sollen geläutet werden.

Die Glockenweihe selbst vollzog sich in folgender Weise: Gegen 10 Uhr vormittags versammelten wir uns in der Klosterkirche und zogen sodann in Prozession nach der etwa fünf Minuten davon entfernten St. Josephskirche. Abt Gerard, der eigens zu diesem Zweck von seiner Missionsstation Czestochau nach Mariannahill gekommen war, trug Mitra und Stab, ihm zur Seite gingen zwei Leviten in bloßer Albe, und mehrere Mönche. Vor den Chorreligiösen gingen paarweise die verschiedenen Klassen unserer schwarzen Schuljungen; einer derselben schlug aus Leibeskräften die große Trommel, und von Zeit zu Zeit intonierte der neue Musikchor auf seinen Blechinstrumenten eine religiöse Weise. Besonders imposant war es, als die Prozession in die neue Kirche einzog, und zum erstenmale in den weiten Hallen die schmetternden Töne

der Blechmusik erschallten. Der Ehrwürdige Vater nahm auf dem Falditorium Platz, umgeben vom Zeremonienmeister und den beiden Leviten; nebeneinander gruppieren sich die Religiösen in zwei Chören, während die zahlreiche Schuljugend den übrigen Teil des Langschiffes füllte und instinktmäßig die in der Mitte aufgestapelten Gerüststangen usw. als Tribüne benützte. Auf ein paar Tischen befand sich Wasser und Salz, verschiedene Linnentücher, Weihrauch mit Thymian und Myrrhe, sowie zwei Gefäße mit den heiligen Oelen.

Bekanntlich zählt die Glockenweihe zu den schönsten und bedeutungsvollsten Sakramentalien unserer hl. Kirche. Wie alle ungeweihten Gegenstände, so müssen auch die Glocken, nachdem sie aus der Werkstatt des Meisters hervorgegangen, erst zu einer heiligen Sache (res sacra) erhoben werden. Sie sollen gleichsam in den Erlösungsregen eingetaucht werden und zur äußeren Kunstvollendung geselle sich ein übernatürlicher Schmuck, ein geheimnisvoller Glanz, der aus dem Segensschöße Gottes fließt und die Glocken ins Reich der Gnade versetzt. Zuerst betete der Trappistenchor eigens für diesen Zweck ausgewählte Psalmen, sechs an der Zahl, dann segnete der Ehrw. Vater in der Mitte der Kirche Wasser und Salz, mischte beides unter entsprechenden Gebeten und sang sodann an, jede der 14 Glocken innen und außen zu waschen, worauf vier Brüder mit der Waschung fortfuhren und hierauf die Glocken mit Linnentüchern abtrockneten. Der Chor aber rezitierte inzwischen die Psalmen 145 bis 150. Dieser Waschung wegen spricht der Volksmund auch von einer Glocken-Taufe.

Doch hiemit ist der Weiheritus noch keineswegs vollendet. Der benedizierende Prälat salbt nämlich jetzt die Glocken, und zwar im Innern viermal mit dem hl. Chrysan, — sollen sie doch die Stimme des großen „Gesalbten“ mit ehernem Munde hinaustönen lassen nach allen vier Weltgegenden hin — und siebenmal mit hl. Oele von innen, teils zur Erinnerung an die geheimnisvolle Siebenzahl der hl. Sakramente und der sieben Gaben des hl. Geistes, teils um anzudeuten, daß die Glocken zur Huld- und Segensstätte rufen, wo siebenmal im Tage das Gotteslob erklingt. Während dieser vielfachen Salbungen stimmt der Chor feierlich im achten Ton den 28. Psalm an, der so herrlich die Wunderwirkungen der Stimme Gottes preist; denn die Glocken sind in Kraft ihrer Weihe die Repräsentanten dieser Gottesstimme, des Herren Herolde, der Mund Gottes und der hl. Kirche. Aus ihren lustigen Wohnungen verkünden sie wie vom Himmel herab mit weit tönendem, majestätischem Schall das Lob des Dreieinigen und versammeln das Volk, hierzulande Weiße und Schwarze, Christen, Heiden und Katechumenen, zum Dienste Gottes an heiliger Stätte. In wunderbaren Akkorden rufen sie mit Macht, schallen in unvergleichlicher Pracht (Vox Domini in virtute, vox Domini in magnificentia, Ps. 28), nehmen alle Farbtöne an, die im Innersten das Menschenherz ergreifen, bald gewaltig bröhnend, bald lieblich singend und jubelierend, und begleiten so den Erdenpilger in Freud und Leid, in guten und bösen Tagen von der Wiege bis zum Grabe.

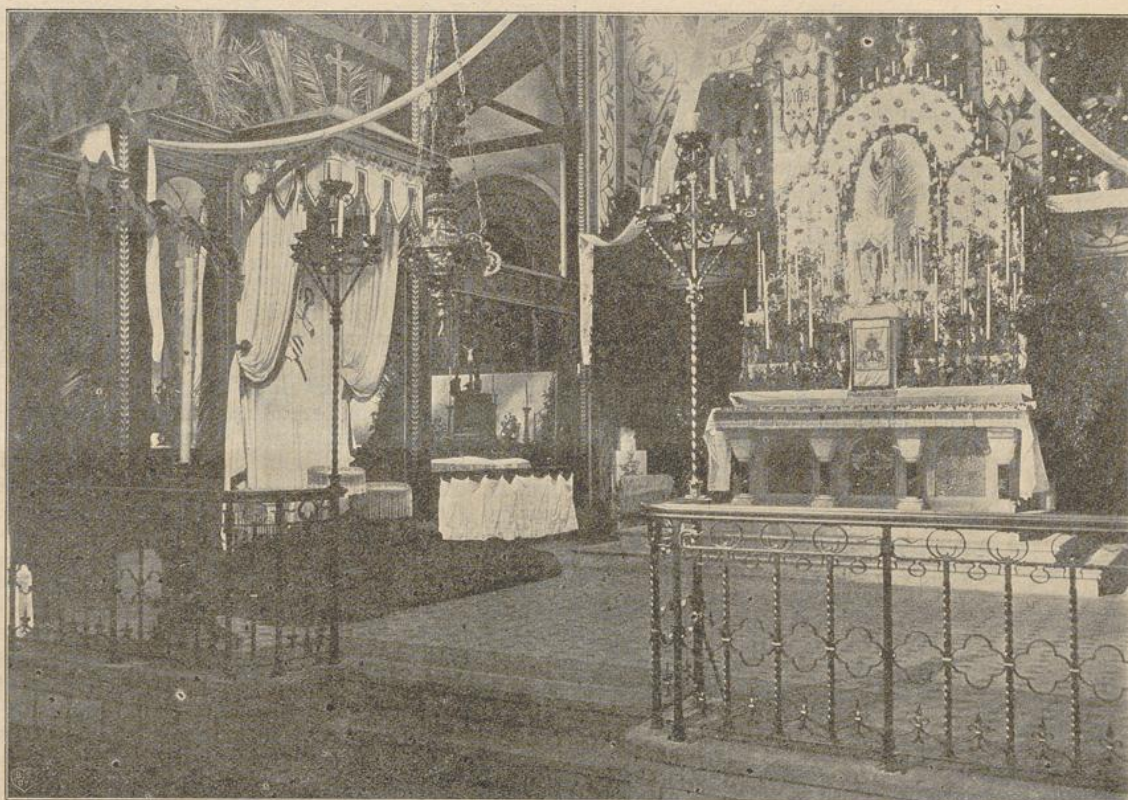
Nun legte der Ehrw. Vater Abt Weihrauch, Thymian und Myrrhe auf die glühenden Kohlen des Rauchfassens, und während der Chor den Psalm 76 antimmte, hielt der Diakon das Thyrubulum unter jede einzelne der zu weihenden Glocken, bis sie von den heiligen Wohlgerüchen ganz erfüllt und durchduftet wurden.

Die schöne Zeremonie bezieht sich natürlich auf den Christen, der, dem Rufe der Glocke folgend, zur Kirche eilt. Hier ist sodann der Altar, die heilige Opferstätte, das vom Feuer des hl. Geistes entzündete Rauchgefäß, welches die gläubige Seele mit Andachtsglut erfüllt und dem Dufte jeglicher Tugend in Gesinnung, Wort und Werk. Ja, der getaufte und gesalbte Christ soll selber sein eine „lebendige Glocke“, durch die Macht des guten Beispiels vor allem Volk, wodurch er viele andere zum wahren Glauben führt und aufrichtigem Gottesdienst.

Während sodann der Diakon das Evangelium sang, in dem uns der Herr unter dem Bilde der geschäftigen Martha und der still seinen Worten lauschenden Maria

zeichen, worauf die Prozession unter klingendem Spiel wieder ins Trappistenkloster zurückkehrte.

Zum Schlusse sagen wir unsern geehrten Wohltätern unsern herzlichsten Dank und ein tausendfaches „Vergelt's Gott“ für die schöne, opferwillige Gesinnung, mit der sie unserm, in der September-Nummer v. J. veröffentlichten Aufruf zu milden Beiträgen für die neuen Glocken entgegenkamen. Der Herr kennt die Gabe des Reichen und das Scherflein des Armen, und möge es jedem lohnen je nach seinen besonderen Anliegen, Bedürfnissen und Nöten. Vollständig gedeckt sind allerdings die Auslagen für das schöne Geläute unserer St. Josephskirche bei weitem noch nicht. Letztere belaufen sich auf ungefähr 3500 Mark, dazu treffen



Chor der Abteikirche Mariannhill: festlicher Schmuck am hl. Ostertage.

die Sorge für das „eine Notwendige“ nahelegt, nahm hinter jeder der geweihten Glocken einer unserer Brüder Platz. Kaum war das letzte Wort des Evangeliums verklungen, so begann das kleine Dominikusglöcklein zu läuten, und mit seinem reinen, silberhellen Klang verband sich in rascher Folge der Ton des St. Bernardus- und Gerardus-Glöcklein, es folgten alle übrigen elf kleineren Glocken und zuletzt die im Atrium hängenden großen, und endlich war es ein Gewirre von singenden, jubelnden und gewaltig dröhnenden Stimmen und Tönen, daß sich davon gar wundersam jedes Herz ergriffen fühlte. Die Glocken waren geweiht und erfüllten zum erstenmal ihr hehres Amt, in lauter und freudiger Verkündigung der „frohen Botschaft“ im Heidenland! —

Der Ehrwürdige Vater Abt formierte nach einer Weise über die neugeweihten Glocken das hl. Kreuz-

mit Zubehör und Glockenstuhl auf die Marien-Glocke etwa 1700, auf die St. Joachims-glocke 1200 und die St. Anna-Glocke 600 Mark. Vielleicht findet sich unter unsern geehrten Lesern und Leserinnen eine edle, hochherzige Seele, welche für eine der genannten Glocken allein den vollen Preis bezahlen will. Es wäre das ein überaus schönes Werk, das in seinen Wirkungen fortbauerte viele Jahrhunderte über die Lebensdauer der braven Spender hinaus, ein Werk, das ihr Sterbestündchen erleichterte und ihnen hundertfachen Segen einbrachte für Zeit und Ewigkeit.

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.)

Von Schw. Engelberta.

Es ist drei Uhr nachmittags; die Tagesschule ist aus, und durch die zwei Türen des Schulhauses drängen

und schieben sich hier die Buben, dort die Mädchen hinaus ins Freie. Welch' munteres Singen und Lachen allüberall, von allen Gäßchen und Straßen klingen Kinderstimmen in buntem Gewirr, bis sich endlich die anfangs so dichten Gruppen mehr und mehr lichten, indem hier ein Schulkind ins elterliche Heim abbiegt und dort eins, was aber bei den urwüchigen Knaben in der Regel erst dann geschieht, nachdem sie sich gegenseitig zuvor ein paar kräftige Püffe verabreicht haben.

Bald steht mein liebes Schulhäuschen still und einsam da. Ich bringe meine Sachen schnell in Ordnung, schliesse zu und wandere sodann nach der Wohnung des alten Leonhard hinüber, bei dem ich gerade noch auf ein halbes Stündchen einkehren kann, um mir seine Geschichte weiter erzählen zu lassen. Richtig, da sitzt er schon! Der Lärm der vorüberziehenden Schulkinder hat ihn herausgelockt. Er weiß, daß ich bald kommen werde, und da heute ein recht freundliches Wetter ist, hat er im Freien, unter einem Pflirsichbaum Platz genommen.

„Das ist schön von dir, Väterchen, daß du schon auf mich wartest. Fange nur gleich an mit deiner Erzählung!“ — „Aha, also von der Jagd, den Ober- und Leopardenjagden habe ich das vorigemal gesprochen; heute, Intosazana, möchte ich Einiges erzählen von meinen Schlangen-Abenteuern. Du weißt, ich habe in der ganzen weiten Umgegend einen Ruf als Schlangendoktor. Selbst die Trappisten nehmen, sobald irgendwo, sei es bei einem Menschen oder einem Tier, ein Schlangenbiß vorkommt, ihre Zuflucht bei mir. Sie kennen eben die Kraft meiner Medicinen und wissen, daß ich selbst gegen die gefährlichsten und giftigsten Schlangen noch meine heilsamen Gegenmittel parat habe. Ich habe in meinem langen, vielbewegten Leben schon gar vielen geholfen, und bei meinen Landsleuten hat mir meine Kunst manches Stück Vieh eingebracht, denn du weißt, es ist bei uns Gesetz, daß einer einen Ochsen dafür zahle, wenn ihn jemand aus Todesgefahr gerettet. Bei den ärmeren Leuten begnügte ich mich allerdings mit einer bloßen Ziege, oder leistete meine Hilfe ganz umsonst. Nun möchtest du aber sicherlich gerne wissen, auf welche Weise ich denn so ein berühmter Schlangendoktor geworden. Das kam so:

Ich lebte noch daheim bei meinem Vater, war zwar schon erwachsen, aber noch jung an Jahren. Eines Tages nun saßen wir beide, mein Vater und ich, vor unserer Hütte. Neben mir aber lag Impisi, mein großer, schöner Hund, der mir seiner trefflichen Eigenschaften wegen überaus lieb war. Und nun sollte ich das gute, treue Tier verlieren! Es war von einer sehr giftigen Schlange gebissen worden; der Fuß war ihm hoch aufgeschwollen und seit einer halben Stunde lag es da, so elend und schwach, als wolle es jeden Augenblick verenden. Während wir nun so dasahen und um den Hund trauerten, der uns, obgleich sterbenskrank, mit seinen treuen Augen so unendlich wehmüthig anblickte, kam ein Wanderer des Weges daher. Er grüßte, blieb bei uns stehen und besah den Fuß des kranken Tieres. „Wenn ihr es erlaubt“, sprach er zu meinem Vater, „will ich das Tier holen. Ich komme aus dem Pondo-land, bin ein Schlangendoktor und habe gute Medicinen bei mir.“

Mein Vater sah den Fremdling etwas mißtrauisch an, ich aber konnte mich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren; es kam mir geradezu komisch vor,

einen Hund kurieren zu wollen, der jeden Augenblick krepieren konnte. Der Pondo aber zog, ohne unsere Antwort abzuwarten, eine Medizin heraus und tröpfelte sie dem Hunde langsam in den Nacken. Dann untersuchte er die Bißwunde, reinigte sie und goß ebenfalls von seiner Medizin einige Tropfen hinein. Nach einer Weile begannen die Augen meines treuen Impisi sich merkwürdig zu beleben. Er stand auf, lief etwas im Kreise umher und begann sich zu erbrechen. Er war gerettet; nach wenigen Tagen war er frisch und munter wie zuvor. —

Wer beschreibt meine Freude und mein Erstaunen? Der brave Schlangendoktor mußte mehrere Tage bei uns bleiben, und wir erwiesen ihm alle nur erdenkliche Gastfreundschaft. Eines Abends sprach er zu meinem Vater: „Du hast an deinem Erstgeborenen einen sehr klugen und tapferen Sohn, wenn es dir recht ist, so will ich ihn in alle meine Geheimnisse einweihen und ihn zu einem berühmten Schlangendoktor machen.“ Mein Vater war's zufrieden, und ich selbst griff natürlich mit beiden Händen zu. Was konnte mir lieber sein, als der Besitz so geheimnisvoller Künste?

Der Pondo blieb also bei uns, und der Unterricht begann. Zunächst mußten wir allerdings den Neumond abwarten; als er eingetreten war, rieb er mir den ganzen Leib vom Kopf bis zu den Füßen mit Schlangengift ein. „Von nun an bist du sicher gegen jeden Schlangenbiß“, versicherte der Doktor, „und solltest du auch mitten in ein Schlangennest treten.“ Als weiteres Schutzmittel gab er mir einen Gürtel aus Schlangenhaut; ich mußte ihn um die Mitte des Leibes binden und sollte ihn fortan immer tragen. Um meinen Hals legte er eine Schmur aus Glasperlen, und daran hing ein Ziegenhörnchen, gleichfalls gefüllt mit Schlangenmedizin. Nun war ich gebührend ausgerüstet und konnte mit ihm auf die Schlangenjagd gehen.

Er suchte mit mir eine Moehede auf, wo es von Schlangen förmlich zu wimmeln pflegte. Bald raschelte es auch, im Grase und in der Hecke, und es erschienen von vorn und hinten, von rechts und links Schlangen von allen Farben und Größen. Einzelne verschwanden schnell wieder in der Hecke, andere züchten oder richteten sich mit züngelndem Kopf wie ein Stock in die Höhe. Ich wollte entsetzt die Flucht ergreifen; er aber hielt mich zurück und versicherte mich hoch und teuer, ich hätte fortan keine Schlange mehr zu fürchten. In der That, keine griff uns an, weder ihn noch mich, obgleich wir beide ansingen, mit unsern Stöcken nach allen Seiten auf sie loszuschlagen. Wir töteten ihrer in jener einzigen Nacht eine ganze Menge und nahmen sie als willkommenen Beute mit nach Hause. Hier lehrte er mich, sie kunstgerecht abzuhäuten, ihnen die Eingeweide, namentlich Herz, Galle und Leber auszunehmen und das Gewonnene zu kostbaren Medicinen zu verarbeiten. Zuerst wurden sie gekocht, dann zwischen zwei Steinen zermahlen und pulverisirt und endlich in kleinen Hörnchen, Dosen oder Beutelschen mit Sorgfalt aufbewahrt. Sieh, dort hinten an der Wand meiner Hütte, nahe dem Strohdach, hängen jetzt meine Hörnchen und Beutelschen. Früher trug ich sie am Hals, doch seit ich Christ bin, trag' ich dafür den Rosenkranz; er ist mir nun lieber als jede Perlen- und übertrifft an Wert all meine Medicinen.

Nun könnte ich dir eine Menge von Heilungen erzählen, die ich bei Schlangenbiß sowohl unter meinen Landsleuten, wie bei den Weißen bewirkte — manche derselben grenzen geradezu ans Wunderbare, — doch ich

will damit die Zeit nicht verlieren, bin ich ja doch mit der Erzählung meiner Lebensgeschichte erst bei meinen Jünglingsjahren, und ich habe noch so vieles, vieles zu berichten. Reich an Erlebnissen mannigfacher Art war auch mein späteres Leben, als ich im vollen Mannesalter stand, und dann, dann kam die glückliche Zeit, in der aus dem stolzen, heidnischen Duma der christliche Leonhard wurde. Doch so weit sind wir noch lange nicht; vorerst, Intozana, will ich dir erzählen, wie ich zu den ama-Bunu (Buren) kam, und was ich dort erlebte.

Du weißt, wenige Jahre nach Tschakas Tod, unter der Herrschaft des Königs Dingaan, kamen über die Drakensberge herüber eine Menge Weiße in unser Land. Es waren keine Engländer, sondern ama-Bunu (Buren). Sie besaßen große Viehherden und lebten in manchen Stücken wie die Schwarzen. Ihre großen, schweren, mit Segeltüchern überspannten Wagen dienten ihnen zugleich als Häuser, und das Vieh hatten sie nachts unter freiem Himmel im Viehkraal stehen, ebenso wie wir. Gegen uns Schwarze waren sie derb und grob, doch die Arbeit bezahlten sie gut. Wer zwei Monate bei ihnen arbeitete, erhielt einen Ochsen als Lohn; das gab also in einem Jahre ein volles halbes Duzend. Das zog viele Kaffernburschen mächtig an; denn sobald einer zehn Ochsen hatte, konnte er sich ein Mädchen kaufen und einen eigenen Hausstand gründen.

Eines Tages entschloß ich mich, ebenfalls bei den Buren in Dienst zu treten. Ich hatte zu Hause einen Verdruß gehabt, und daher brach ich eines Morgens in aller Frühe auf und verließ, ohne ein Wort des Abschieds, den heimatlichen Kraal. Nach langer Wanderung fand ich Arbeit bei einer großen Burenfamilie; Mann und Frau, Großvater und Schwiegermutter, eine Schwester und zwei Brüder des Hausherrn — letzterer wurde allgemein mit „Baas“ tituliert — und eine große Zahl von Kindern, alles lebte da in Frieden beieinander. Der Bur war reich und besaß eine Menge Vieh. Er war eben daran, sich aus Baumstämmen ein Haus zu bauen. Fünf große, mit Zeltbälgen überspannte Wagen standen im Kreise beisammen; sie bildeten eine förmliche Burg und dienten vorläufig den Insassen noch als Wohnung. Wir Schwarzen aber — außer mir standen noch zwei andere Burschen, junge Leute von 16—17 Jahren, in Arbeit, — schliefen unter den Wagen, und Nachts wurden rings um die Wagenburg und den Viehkraal große Feuer angezündet zum Schutz gegen wilde Tiere.

Der Baas war mir sehr gewogen und schenkte mir in allem sein vollstes Vertrauen. Dafür arbeitete ich auch mit wahrer Herzenslust; ich besorgte das Vieh, bestellte das Ackerfeld, und leitete das ganze Fuhrwesen. Die beiden anderen Schwarzen waren bloß meine Gehilfen. Nicht minder stand ich bei der wackeren Burenfrau in Gunst und Ehren. Sie war ein großes, starkes Weib, trug ihre Babies wie ein Kaffernweib auf dem Rücken, arbeitete viel, ging auch mit auf die Jagd und handhabte das Gewehr so sicher wie ihr Mann und ihre Schwäger. Furcht war ihr unbekannt. Ich besorgte ihr namentlich die Milchwirtschaft; das Melken hatte ich schon zu Hause gelernt, denn wie du weißt, ist das bei uns Schwarzen Sache der Männer, und nicht der Frauen — und ging ihr auch sonst hilfreich zur Hand, weshalb sie zu sagen pflegte, sie hätte noch nie einen Schwarzen gehabt, der so stink, hlaka-

nipele (Klug) und verlässlich gewesen wäre, wie ich. Desgleichen liebten mich die Kinder der großen Burenfamilie gar sehr. (Fortf. folgt.)

Vergebliche Arbeit.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

Keilands. — Drüben im nahen Tembuland liegt ein überaus großes Missionsfeld vor uns. So weit das Auge nur reicht, steht da ein Kraal neben dem andern, sodaß dieser Anblick dem seeleneifrigen Missionär die helle Freude verursacht. Doch leider ist die Missionierung dieses Gebietes mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die hier wohnenden Volksstämme gelten als hart und zeigen sich im allgemeinen dem Christentum viel weniger zugänglich, als die Kaffern in Natal. Wagt der Missionär bei ihnen einen pastoralen Besuch, so darf er sich mit einer wahrhaft apostolischen Geduld ausrüsten, und kommt er abends todmüde nach Hause, so tröstet ihn oft nichts als der Gedanke, seine Pflicht getan zu haben. Außere Erfolg sieht er vielfach keine, wohl aber wird er zuweilen von diesen rohen Heiden, die sich selber „Kinder des Teufels“ nennen, in gröblichster Weise injuliert. Von vielen derartigen Fällen nur einen:

Etwa zehn Minuten von unserer Außenstation Zigudu entfernt war ein alter, kranker Mann, dem der Tod sozusagen schon auf der Stirne stand. Er hieß Intozate. P. Rektor machte ihm einen Besuch, fand bei ihm ein ziemlich freundliches Entgegenkommen und begann sodann den Vorbereitungsunterricht für die hl. Taufe. Sechsmal erneuerte er seinen Besuch, so oft er aber den Kranken fragte, ob er nun getauft werden wolle, entgegnete jener, diese Frage müsse der Familierrat entscheiden, und zu diesem Behufe mußten erst alle seine Verwandten, die weit umher zerstreut wohnten, zusammenkommen. Beim nächsten Besuche fand P. Rektor vor der Hütte des Kranken eine Menge heidnischer Männer versammelt, die ihn gehörig anschauzten. Darunter war wenigstens ein Duzend schwarzer Doktoren. Einige von ihnen hatten ihr Gesicht weiß angestrichen, einer den Kopf ganz kahl geschoren, und der Hauptdoktor hatte ein Affensfell um seinen Kopf geschlungen und trug zum Zeichen seiner Würde eine Art Krone aus Haaren.

P. Rektor fragte einen, der einen Affagai in der Hand trug, wie es dem Kranken gehe. Die lakonische Antwort war: „Er ist ziemlich krank.“

„Kann ich zu ihm hineingehen und mit ihm beten?“ — „Darüber müssen wir erst mit diesen Männern hier beraten.“

Nun wandte sich P. Rektor an die betreffenden Männer und stellte an den Haupt-Gqira (Doktor), einen noch jungen Mann, die Frage, was sie hier wollten. Er antwortete: „Wir kommen von weit her und gehen an diesem Kraal vorüber.“ — „Wo ist der Kranke?“ — „Ich weiß es nicht; vielleicht drinnen in der Hütte.“ Dabei lachten alle so höhnisch, daß dem P. Missionär alle weitere Lust verging, mit ihnen noch länger zu unterhandeln. Er kehrte also zur Schule, nach Zigudu, zurück.

Nachmittags um 1 Uhr schickte er seinen Katecheten Peter Sibimi zum Kranken, doch nach einer Stunde kehrte auch dieser unverrichteter Dinge zurück. Der alte Mann wollte sich aus Furcht vor den anwesenden Doktoren nicht mehr taufen lassen. Letztere hätten es auch gar nicht zugelassen.

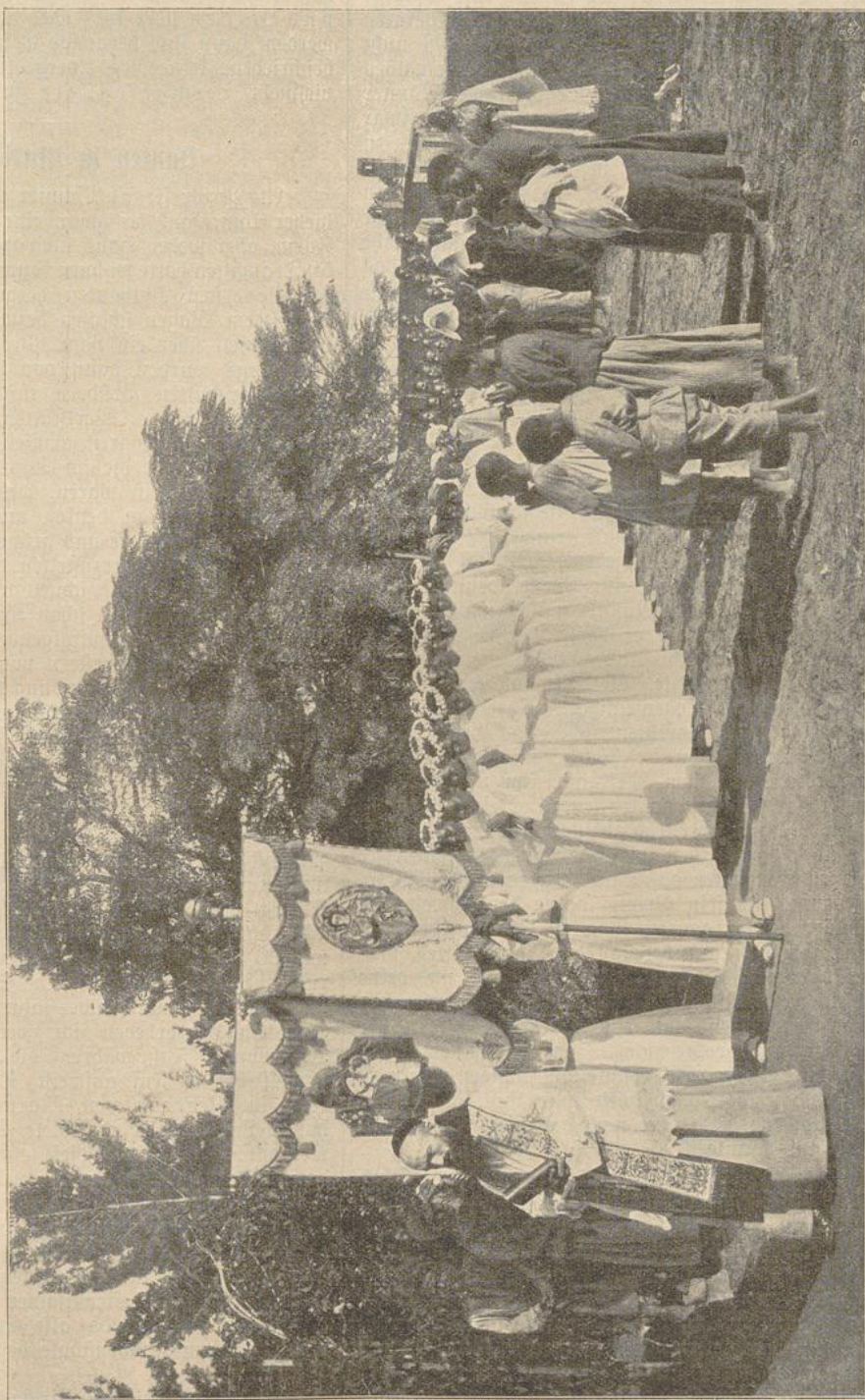
P. Rektor machte sich nun auf und ging zu Fuß bis an die Grenzen des Fingolandes. Auch hier reißt sich ein Kraal an den andern, und der seeleneifrige Missionär lud die

vielen dortigen Schwarzen dringend ein, am nächsten Sonntag zum Gottesdienst nach Zigudu zu kommen. Sein schwarzer Katechet aber ritt in der entgegengekehrten Richtung fort, um Kinder für die dortige Schule zu suchen. Bei der südafrikanischen Hitze und den schmalen Fußpfaden, auf die man hierzulande meistens angewiesen, ist natürlich das Wandern zu Fuß nicht angenehm, das Lästigste jedoch sind die vielen bissigen Hunde, die einem fast aus jedem Kraal entgegenrennen, und die einen Weißen, zumal einen Trappisten mit seinem auffallenden Gewand, doppelt wütend ansallen. Mancher Schwarze hat aber durchaus keine Gile, einem harmlosen Wanderer diese Bestien vom Leibe zu halten. Nobler dachten und handelten zwei heidnische Burschen. Sie begleiteten den P. Missionär aus freien Stücken eine gute Strecke weit. Auf die Frage, was sie eigentlich wollten, entgegneten sie: „Wir wollen dich nur begleiten, damit dir die vielen Hunde kein Leid zufügen.“ So findet man Hilfe und gute Leute, wo man's oft am wenigsten vermutet. Mit einbrechender Dunkelheit kam P. Rektor wieder nach Zigudu

zurück, zu gleicher Zeit auch sein getreuer Katechet, der Chieffohn von Saliwa. Sie kochten ihr Abendessen und nahmen es zusammen ein.

Am nächsten Morgen ging P. Rektor neuerdings zum kranken Intoyake. In der Nähe der Hütte wim-

melte es förmlich von rotgekleideten Lembus. Sie hatten nämlich bemerkt, daß es mit dem Kranken zu Ende gehe. So ein Ereignis mußte gebührend ge-



Erstkommunikanten in Mariannhill.

feiert werden. Daher hatte man einen Ochsen geschlachtet und mehrere Fässer Kaiserbier herbeigeschafft; man konnte das Schmaußen und Trinken losgehen! — P. Missionär ging durch den lärmenden und zechenden Haufen durch und wandte sich direkt an den obersten

Kafferdoktor mit dem Verlangen, den Kranken sehen und sprechen zu dürfen. Die Antwort des Obergqira lautete: „Geh' hinauf zum Viehtraal und warte dort, bis wir dir Bescheid geben! Es ist das eine wichtige Sache, die von den Männern erst gründlich beraten werden muß, und zwar im geheimen; du darfst nicht Zeuge unserer Beratungen sein!“ — Nach einer halben Stunde geduldigen Wartens kamen endlich zwei Männer herauf mit der Nachricht, der Umsundisi könne zwar den Kranken sehen, doch hätte er weiter nichts zu tun. Man führte ihn also in den Kraal, wo der Sterbende am Boden lag. P. Missionär tat sein Möglichstes, den armen Mann zur Annahme der hl. Taufe zu bewegen, da ja der Tod schon ganz nahe sei, doch die heidnische Umgebung schrie: „Nein, das gibt es nicht! Da muß zuvor der Familienrat einberufen werden!“ Der Kranke selbst aber sagte: „Ich habe keine Antwort“, d. h. ich will nicht getauft werden.

Nun hat P. Rektor, in den Kraal hineingehen zu dürfen, in dem die Männer zur Beratung versammelt waren. Nach einigem Zögern wurde es ihm erlaubt, doch gelang es ihm nicht, die Herzen dieser schwarzen Gesellen, von denen einige mit drohenden Blicken und scharfgeschliffenen Assagais auf und abgingen, für seinen Plan günstig zu stimmen. Um 2 Uhr nachmittags starb Intohate, rings von zehenden und lärmenden Tembus umgeben.

P. Rektor blieb noch eine Weile, denn es kam da noch ein alter, blinder Mann, der sich zum Schmause führen ließ und der, als er hörte, der P. Missionär sei zugegen, in den christlichen Glaubenswahrheiten unterrichtet werden wollte. Viele der anwesenden Gäste lagen betrunken am Boden umher, andere, die noch zu stehen vermochten, bemühten sich, ein Grab aufzuwerfen. Während nun P. Rektor mit dem blinden Manne redete und ihm versprach, ihn nächstens in seinem Kraal besuchen zu wollen, fing einer der anwesenden Männer schrecklich zu schimpfen an. Anfangs zog er über die Weißen im allgemeinen los, weil sie den armen Schwarzen das Land weggenommen hätten, dann wandte sich sein Grimm gegen den anwesenden Missionär. „Den ganzen Tag streichst du herum“, schrie er ihm an, „und betrügst die Leute. Alles, was du uns vorpredigst, ist eitel Lug und Trug, und deine Arzneien nützen auch nichts!“ Dabei suchte er der Rajende fortwährend mit einem dicken Stock in der Luft herum und drohte zuletzt sogar mit seinem Assagai, indem er schrie: „Ich könnte dich schlagen, wie man einen Hund schlägt! Ich hätte gute Lust, dich sofort kalt zu machen; dies wäre noch das Beste, was man dir tun könnte!“

Keiner der anwesenden Männer hatte den Mut, dem rohen Menschen entgegenzutreten, möglich, daß mancher von ihnen sein wildes Gebaren sogar billigte. P. Rektor aber hörte, ohne eine Miene zu verziehen, alles gelassen an und ging ruhig wieder nach Zigudu zurück. Als er am nächsten Tage nach Keilands ritt, kam er am Begräbnisplatze vorbei. Hier lagen die Tembus in ihre roten Decken eingewickelt in langen Reihen am Boden. Die meisten von ihnen schienen ruhig ihr Häufchen auszuschlafen, der große Maulheld von gestern aber war nirgends zu sehen.

Uebrigens geben wir die Hoffnung auf eine gesegnete Missionsarbeit im Tembuland nicht auf. Vielfach beruht das feindliche Benehmen dieser Schwarzen auf Vorurteilen; sobald sie uns einmal werden näher kennen lernen, wird sich auch ihr Verhalten ändern.

Bei manchen ist dies jetzt schon der Fall, und die Zahl der Kirchenbesucher in Zigudu mehrt sich von einer Woche zur andern. Wenn man endlich bedenkt, daß auch die aus Liebe zu Gott ertragenen Unbilden und Leiden über kurz oder lang ihre Frucht tragen werden, dann sind derartige Exzursionen, wie die oben beschriebene, keineswegs „vergebliche Arbeiten“, sondern vielmehr reich gesegnete zu nennen.

Bauten in Mariannahill.

Als Prior Franz Pfanner am 26. Dezember 1882 hieher kam, fand er zwar eine ziemlich ausgedehnte Farm, aber weder Haus noch Hütte, wo er mit seinen 50 Trappisten hätte wohnen können. Anfangs, das heißt bis die ersten Notbauten hergestellt waren, mußten sie unterm Wagen schlafen bzw. unter Zeltdecken, die man schnell über ein paar Pflöcke ausgespannt hatte. Allerdings wurden dann von den emsigen, in jeder Arbeit geschulten Brüdern rasch die nötigen Wohnungen nebst Kirche, Werkstätten, Schulen usw. hergestellt, allein das waren armselige, mit Wellblech gedeckte Lehmhütten, die im Winter kalt und im Sommer entsetzlich heiß waren, weshalb man schon nach einem Jahre daran denken mußte, statt des ersten Provisoriums solidere und größere Bauten aus Bruch- und Ziegelsteinen herzustellen. Da jedoch die Neugründung überraschend schnell wuchs — im Dezember 1885 war Mariannahill schon eine Abtei mit 100 Mitgliedern, und im darauffolgenden Jahre gesellten sich dazu die Missionschwester vom kostbaren Blut und begann man mit der Gründung von Außenstationen — so hörte in Mariannahill tatsächlich innerhalb 26 Jahren das Bauen nie auf. Besonders stark ist diese Bautätigkeit gerade jetzt wieder, im Dezember 1908. Ich will es versuchen, unseren gezeigten Lesern hievon einen kleinen Ueberblick zu geben.

Beginnen wir zunächst mit den Kirchen. Da ist zunächst hier in Mariannahill die seit 1½ Jahren im Bau befindliche St. Josefskirche zu nennen. Sie hat bei einer Breite von 40 Fuß eine Länge von 147, dazu zwei Seitenschiffe von je 38 Fuß Länge und 30 Fuß Breite. Im Hinterteile des Hauptschiffes ruht auf 6 Gewölbebogen eine Sängerbühne, die allein 200 Personen und darüber faßt. Rechts und links vom Haupteingang erheben sich zwei Türme bis zu einer Höhe von 90 Fuß, während die Kirche selbst eine solche von 40 bis 45 Fuß aufweist. Der ganze Bau liegt so recht im Zentrum von Mariannahill und ist seiner hohen Lage wegen auf viele Stunden weit sichtbar. Der Rohbau ist schon seit einigen Monaten fertig, doch fehlt noch der Bodenbelag, die untere Wandbekleidung und die ganze innere Einrichtung, teilweise auch noch die Fenster. Gegenwärtig sind zwei unserer Brüder mit der Ausmalung der Decke und der Seitenwände beschäftigt. Bis zur definitiven Vollendung des imposanten Baues dürften immer noch mehrere Monate dahingehen, zumal, da alle unsere Maurer vollauf mit der neuen Knabenschule beschäftigt sind; doch davon später.

Der Grundstein zur Kirche in Maria-Ratschitz wurde schon vor drei Jahren gelegt. Dann aber kam der Bau aus Gründen, die wir hier nicht näher anführen können, ins Stocken; erst im Mai 1907 kam neues Leben in die unterbrochene Bautätigkeit. Die Ratschitzer Kirche wird nach ihrer Vollendung zu einer der schönsten unserer ganzen Mission zählen. Sie hat

bei einer Lichtweite von 30 Fuß eine Länge von 116, und weist außerdem eine eigene Schwesternkapelle (30×14 Fuß), eine Sakristei (18×18 im Lichten), zwei geräumige Beichtnischen und eine Vorhalle zur Sakristei auf. Die eigentliche, ganz aus weißem Sandstein aufgeführte, recht würdig gehaltene Vorhalle aber befindet sich vorne an dem 100 Schuh hohen Turm, hat jedoch der häufigen Stürme wegen einen eigenen Seiteneingang. Der ganze Bau ist teils aus Hausteinen, teils aus gebrannten Ziegeln aufgeführt. Der acht Fuß hohe Sockel ist von blauem Basalt, die Strebe- Pfeiler, Fensterlaibungen, Gesimse, Decksteine usw. sind aus weißem Sandstein, die Felder aber aus roten Ziegeln, was bei dem herrlichen Hintergrund, den der imposante Platinuku-Berg bildet, ein prächtiges Farbenpiel bietet.

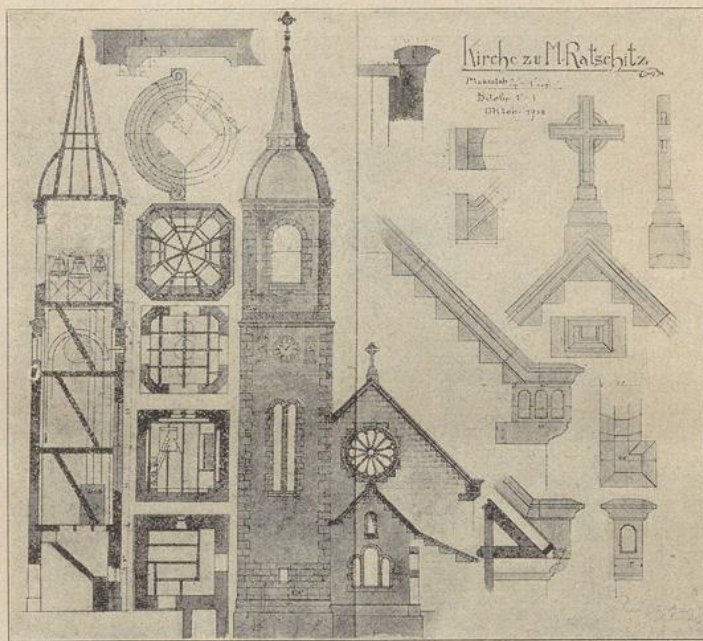
Der Giebel der Kirche erhält ein großes Maßfenster; die aus weißem Sandstein gehauene Rose hat 10 Fuß im Durchmesser. Der untere Teil des Turmes ist massiv aus Sandstein aufgeführt, der weitere Aufbau teilweise auch in Ziegeln. Gegenwärtig wird der Dachstuhl aufgesetzt; bis alles fertig ist, dürfte es wohl Neujahr 1910 werden.

Auch in Detting wurde mit dem Bau einer Kirche begonnen. Es war wirklich ein dringendes Bedürfnis, denn die alte Kapelle war so baufällig geworden, daß man den Einsturz fürchtete. Die neue Kirche wird bei einer Lichtweite von 24 Schuh die Länge von 90 Schuh erhalten, dazu einen Anbau von 16×12 als Schwesternkapelle und eine kleine Sakristei. Das Ganze soll ein Türmchen mit sogen. Zwiebelform krönen. Das Material für den Sockel bildet weißer Sandstein, für den übrigen Bau verwenden wir Ziegel, nur die Fensterbänke sind aus Haustein.

Eine ganz ähnliche Kirche soll nächstens auch Maria-Teigte, wo seit einem Jahr die Mission in recht erfreulichem Aufschwung begriffen ist, bekommen; nur soll sie ganz aus Hausteinen hergestellt werden. Das Material findet sich in ziemlicher Nähe, und einer unserer Brüder ist mit Hilfe mehrerer Schwarzen schon fleißig am Steinebrechen. Das Lokal, das bisher als Kapelle dienen mußte, ist so klein, daß sich der Priester am Altare an Sonn- und Feiertagen vor der Masse des andrängenden Volkes kaum mehr umwenden konnte, und wurde der Bau der Kirche zu einem dringenden Bedürfnis.

Fast noch dringender als in Detting und Teigte ist das Bedürfnis nach einer größeren Kirche in Marias-Stella, denn die alte, baufällige Volkapelle reicht bei weitem nicht mehr aus. Das neue, ganz aus Ziegeln zu erbauende Kirchlein soll auf einen sonnigen Hügel zu stehen kommen, von dem man einen herrlichen Ausblick auf die ganze weite Umgegend bis hinüber zum Indischen Ozean genießt. Auch soll es einen soliden, eisernen Glockenstuhl erhalten, damit die schon vorhandenen, von hochherzigen Wohlthätern gespendeten Glocken ihre ehernen Stimme weit über Berg und Tal erschallen lassen und all die vielen rings umher wohnenden Heiden und Protestanten zum katholischen Gottesdienste rufen.

In dem zu Mariathal gehörenden St. Isidor aber wird von schwarzen Mauern unter der Aufsicht des Br. Avellinas (die Pläne für alle unsere Bauten sind von Br. Rivard, der unablässig von einer Station zur anderen reisen und die Arbeiten anordnen und überwachen muß) ein förmliches kleines Klosterlein gebaut. Ein Luxus ist das wahrlich auch nicht, mußten doch unsere dortigen Brüder gegen 15 Jahre lang in einem einfachen, von Br. Servulus erbauten Kraal wohnen. Als Kapelle diente anfangs ein durch eine Holzwand abgetrennter Seitenraum in der Mühle, später eine Lehmhütte. Hier wurde auch das Allerheiligste aufbewahrt, falls ein eigener Priester in St. Isidor war, was häufig vorkam. Gegenwärtig wird



Neue Kirche zu Maria Ratschitz.

num daselbst, wie gesagt, ein eigenes Klosterlein mit Kapelle, Bruderwohnung, Schlaßaal und Küche gebaut. Die Maßverhältnisse der Kapelle sind 40×16, auch erhält sie eine eigene Sakristei und ein kleines Türmchen. Der ganze Bau mißt 64×34 Fuß. Das Fundament ist aus blauem Basalt, das übrige aus Ziegeln, die in der dortigen großen Ziegelei hergestellt werden. Das sind also im ganzen fünf größere und kleine Missionskirchen, die alle gegenwärtig in Angriff genommen sind; nun noch ein kurzer Blick auf unsere neu zu bauenden Schulen:

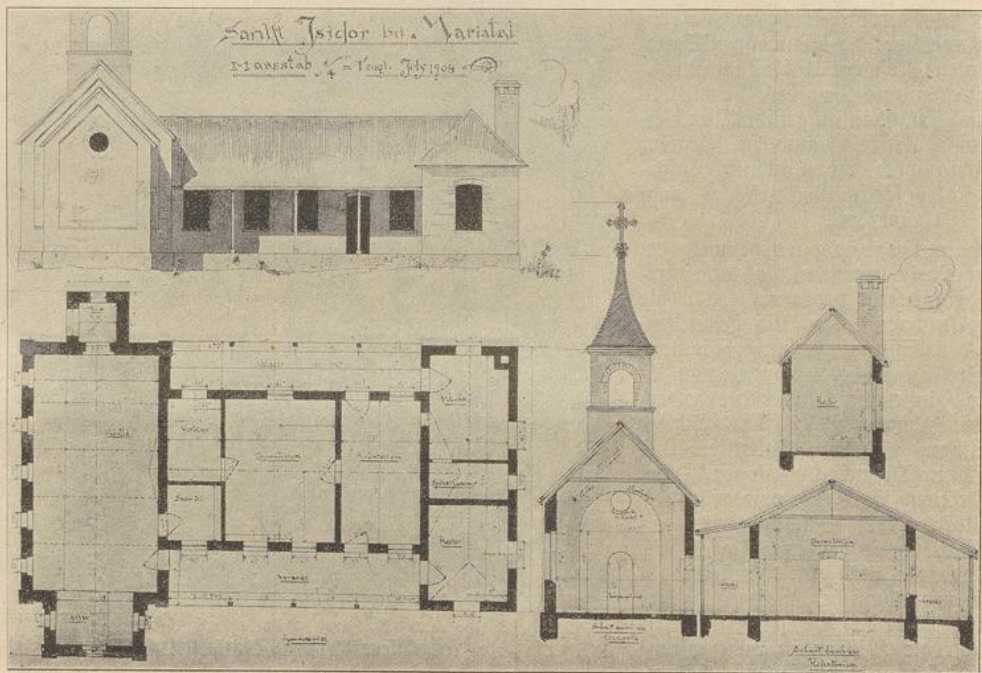
Den Bau der Mariannhiller Knabenschule, die hart neben die neue St. Josephskirche zu liegen kommt, haben wir schon oben erwähnt. Ein Bedürfnis ist sie; denn die bisherigen Schulbauten sind ungenügend und von der Kirche weit entfernt. Die kleinen, mit Blech gedeckten Schlaßäle sind in hohem Grade ungesund und teilweise am Einstürzen. Schon lange drang man von verschiedenen Seiten, nicht in letzter Linie aber von der englischen Regierung auf einen Neubau. Endlich, nachdem die neue St. Josephskirche, die ja ausschließlich für die schwarzen Neuchristen bestimmt ist, glücklich unter Dach war, wurde auch mit

dem Bau der neuen Schule begonnen. Gegenwärtig (anfangs Dezember 1908) sind so ziemlich die aus Bruch- und Haussteinen hergestellten Fundamente gelegt. Die ganze Schule ist über's Kreuz gemessen 110 Fuß lang und 82 breit; sie soll im ganzen 8 Klassenzimmer erhalten, wovon die größeren für 56, die kleineren für 40 Schüler berechnet sind. Den Mittelbau bildet eine 64 Schuh lange und 35 Schuh breite Halle, die für Spiele zc. berechnet ist und auch eine 35 Schuh lange und 16 Schuh breite Bühne aufweist; rings um die Halle herum läuft endlich eine für einen Teil der Zuschauer berechnete Gallerie.

Soll jedoch allen Bedürfnissen einer Kostschule Rechnung getragen werden, so muß für die schwarzen Böglinge auch noch ein eigener Speisesaal, eventuell

dann die einzelnen Teile per Bahn nach der genannten Missionsstation transportiert. An Ort und Stelle wurde sodann das Holzgerüste wieder zusammengefügt, die Zwischenräume mit Ziegeln ausgemauert und nach innen mit einer Holzbekleidung versehen. Dach und Außenwände sind aus Wellblech hergestellt. Die Schule ist zweistöckig; im untern Stock sind zwei Schulräume, ein Vestiarium und ein Zimmerchen für die Lehrerin, im obern ein Schlaßaal für die Kinder und ein Krankenzimmer.

In ganz ähnlicher Weise wurde auch für *Doteni*, einer Außenstation von *Cairoaux*, ein Bau aus Holz, grünen Ziegeln und Wellblech hergestellt. Für die Sonn- und Festtage und überhaupt zur Feier der hl. Messe dient die dortige Schule zugleich als Kapelle;



Sankt Isidor bei Mariatal.

auch zwei gebaut werden, desgleichen Schlaßräume, ein Vestiarium, Krankenzimmer usw. Ich weiß nicht, ob bis Ende laufenden Jahres all dies fertig sein wird. Wohl werden von unsern Brüdern in der Regel die tüchtigsten Maurer für Mariannhill reserviert, und ist ihnen auch eine bedeutende Zahl schwarzer Arbeiter zur Hilfe beigegeben.

In *St. Michael*, wo sich die Schülerzahl gleichfalls in recht erfreulichem Grade vermehrt hat, ist sowohl in der Knaben-, wie in der Mädchenschule ein Neubau notwendig geworden, d. h. die aus Bruchsteinen hergestellte Knabenschule wird hof umgebaut und soll künftig bei einer Länge von 66 Fuß und einer Breite von 45 Fuß außer dem Schullokal auch noch einen Schlaßaal, ein Refektorium, Krankenzimmer und Vestiarium enthalten. Die zweistöckige Mädchenschule dagegen ist ganz neu; sie steht an einem Bergabhang, ist ganz aus Ziegeln gebaut und weist die Maßverhältnisse 70x28 auf.

Für die Schule in *Himmelberg* wurden alle Zimmermannsarbeiten in Mariannhill hergestellt und

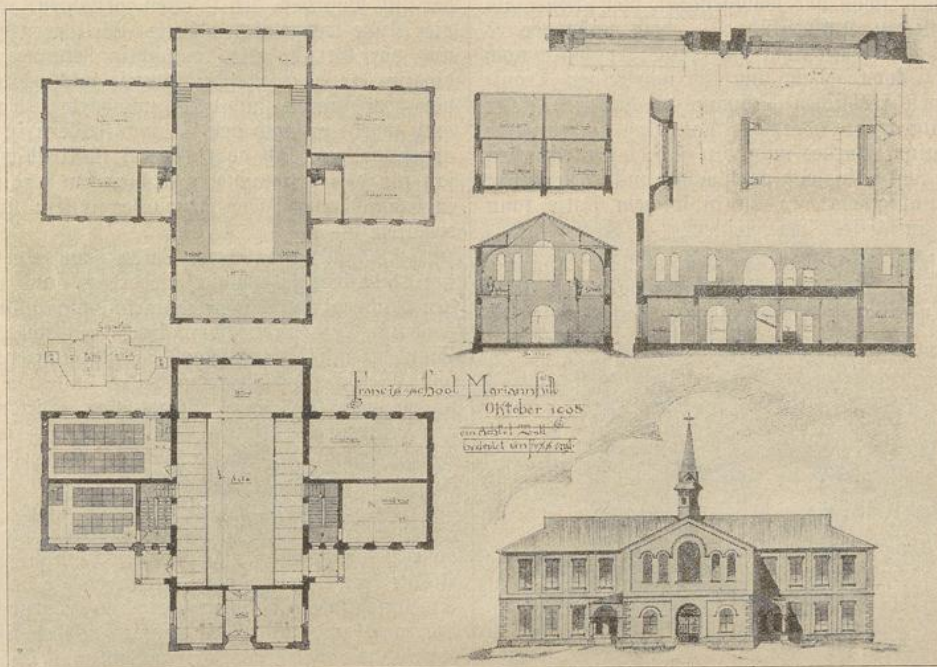
auch wurden nebenan noch einige Kaffernwohnungen und kleinere Stallungen gebaut.

Eine neue solide Schule erhält auch *Mariazell*, das sich bisher seit den Tagen seiner Gründung (1893) mit lauter provisorischen Bauten begnügen mußte. Die neue, zweistöckige Schule wird ganz aus weißem Sandstein hergestellt, ist 70 Schuh lang und 50 Schuh breit, und enthält nach seiner Vollendung 4 Schulräume (3 im untern und 1 im obern Stock), einen geräumigen Schlaßaal und ein Bibliothekzimmer.

Zum Schluß sei noch erwähnt die neue Mädchenschule in *Czenstochau*. Die Fundamente hiezu wurden schon im Jahre 1903 gelegt, dann aber war der Bau unterbrochen worden. Ehrw. Vater Gerard vollendete ihn im Dezember 1908. Er steht zwischen dem Marienhaus und Nazareth-Haus und weist bei einer Breite von 20, eine Länge von 50 Fuß auf. Der untere Stock enthält zwei Klassenzimmer, der obere einen Schlaßaal und ein Vestiarium. Der Sockel ist aus Bruchsteinen, der Aufbau aus gebrannten Ziegeln, das Dach aus Wellblech. An diese, für die Anfänger (3-4 ersten Jahrgänge) bestimmte Schule ist eine

neue Kinderküche (35×20 Fuß) mit drei Kochstellen etc. angebaut. Die Schule wurde 1909 kurz nach Neujahr bezogen. Die alte Schule wurde zu einem Nähsaal für

auch noch die innere Ausstattung in Anschlag gebracht wird, eine beträchtliche Höhe. Es heißt: „Not kennt kein Gebot“; wir haben diese



Franziskus-Schule in Mariannhill.

die Schwestern eingerichtet, da im Schwesternhaus zu wenig Raum war.

Die auf einer der Lourder Außenstationen (St. Bernard) im Bau begriffene Missionskapelle sei nur nebenbei erwähnt, desgleichen die Schulen von Maralinden und Ruegane, von deren Benediktion wir erst jüngst im Vergißmeinnicht berichteten. Auch in dem zu Mariazell gehörenden Dalabeng wird eine Schule gebaut, und in Monte-Cassino (Rhodesia) eine Scheune nebst Stallungen, sodaß also im Ganzen sieben größere und kleinere Missionskirchen — bloße Notkapellen werden nicht gezählt — und zehn Schulen teils im Bau begriffen sind, teils im Laufe des letzten halben Jahres vollendet wurden. Dazu kommen dann noch die Bauten, die gegenwärtig in Mariannhill, St. Isidor, Loteni und Monte-Cassino für sonstige Missionszwecke aufgeführt werden, sodaß sich die Gesamtzahl der jetzigen Neubauten auf mehr als zwanzig beläuft. Alle diese Gebäude werden ausschließlich von unseren eigenen Brüdern unter Mitwirkung schwarzer Arbeiter hergestellt. Dadurch werden allerdings die Baukosten bedeutend verringert, erreichen aber dennoch, wenn alles und jedes, zumal

Bauten in Angriff genommen, weil eben die Missionsverhältnisse es dringend erheischten, und wir taten es, obschon Mariannhill gegenwärtig der Leitung eines Abtes entbehrt; mögen aber auch unsere geehrten Freunde und Wohltäter nicht müde werden, die Mariannhiller Mission, die unter Gottes Segen in so erfreulichem Aufschwung begriffen ist, durch milde Gaben zu unterstützen.

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R.

Gmaus, 5. Sept. 1908. —

Vor einiger Zeit war ein Mann aus dem Pontoland nach Ost-Briqualand herüber gekommen und hatte in einem Kaffernkraal eine Braut gefunden. Das Verhältnis blieb nicht ohne Folgen, weshalb der Vater des Mädchens auf sofortige Verheiratung drängte oder auf eine Sühne im Betrage von 4—5 Stück Vieh. — Nun war aber der Pontomann bettelarm, hatte kein einziges Stück Vieh und auch kein Geld, um obige Sühne zu leisten, geschweige denn die zur kaffrischen Heirat des Mädchens erforderlichen zehn Ochsen zu kaufen. Was tun? Der erzürnte Vater drängte und drohte. . . .

Da ging der Pontomann einfach her, holte sich nächst-



Br. Nivard, Klosterarchitekt seit der Gründung Mariannhills.

sicherweise auf unserer Farm in Emaus vier junge Kühe von der Weide und trieb sie seinem Schwiegervater als Sühnegabe zu. Dieser war zwar erstaunt über das so rasch gewonnene schöne Vieh, — denn diese Kühe waren so schön und wohlgenährt, viel schöner als die gewöhnlichen Kafferkühe, — doch nahm er es willig an. Nur fehlte ihm ein Stück; er hätte noch gern einen Ochsen gehabt, um sich und seinen Kraal-Insassen einen fröhlichen Schmaus zu bereiten. Der schlaue Pondo wußte abermals Rat, ging nach unserer Missionsstation Lourdes und holte sich da den schönsten Ochsen. Er wurde sogleich geschlachtet und in derselben Nacht noch aufgezehrt. Denn in solchem Falle kann der Kaffer im Essen 'was leisten! —

Inzwischen hatten wir in Emaus keine Ahnung, wo denn unsere vier Kühe sollten hingekommen sein. Vier Wochen lang suchten wir überall nach, fragten da



Das große eiserne Kreuz
auf dem Kalvarienberge bei Emaus, hart an der Poststraße von Umzimkulu nach Koffstad in East-Briqualand.

und dort, alles vergebens. Wir meldeten die Sache beim Magistrat; es kamen englische berittene Polizisten und stellten Nachforschungen an; umsonst. Mehr Hoffnung erweckte in uns ein kassrischer Geheimpolizist, der eines Sonntags hier auftauchte, denn der Kaiser hat ein merkwürdiges Geschick, verlorenes Vieh ausfindig zu machen. Doch auch er schien vergebens zu suchen. Da wandten wir uns an den hl. Antonius von Padua und verpflichteten uns, einen ganzen Monat lang nach der hl. Messe ein Vater unser und Ave Maria zu seiner Ehre zu beten — und siehe, das half!

Zunächst fanden die Lourdes, die ebenfalls nach ihrem gestohlenen Ochsen suchten, in einem in der Nähe eines Kafferkraales befindlichen Wald einen Ochsenkopf, den sie sofort als den des vermißten erkannten. Weitere Nachforschungen ergaben, daß ein Kaffer in einem am Inguanguane gelegenen Store eine Ochsenhaut verkauft hatte; auch sie konnte als die des gestohlenen Ochsen identifiziert werden. Tags darauf hitte man den Dieb. Er wurde von einem englischen Polizisten mit einem zweiten Delinquenten

nach Umzimkulu zum Gericht eskortiert und mußte dabei die verkaufte, vom Storekeeper zurückgegebene Ochsenhaut tragen. Diese drei kamen in Emaus durch; später stellte es sich heraus, daß derselbe Mann, der in Lourdes den Ochsen gestohlen, auch unsere vier Kühe weggetrieben hatte. Weil er geständig war und vor Gericht alles aufrichtig bekannte, erhielt er die für die hiesigen Verhältnisse noch gelinde Strafe von zwei Jahren Zuchthaus, mit harter Zwangsarbeit; auch wurde er nach den Diamantfeldern in Kimberley abgeführt, um sich dort 8 (160 Mark) als Ersatz für den geschlachteten Ochsen zu verdienen. Wir in Emaus aber haben inzwischen unsere Kühe zurück-erhalten. —

Als sich unser Ehrw. Vater Franz am Ostermontag 1894 hier in Emaus niederließ, fand er auf dem Hintergrund seiner Neugründung bildenden Felsenwand ein undurchdringliches Dickicht von Aloestauden und afrikanischen Schlingpflanzen, das noch kein Menschenfuß betreten hatte, und wo nichts zu finden war als eine Anzahl von Ratten, verfolgt von etlichen Wildtügen. Rev. P. Franz setzte seinen Stolz darein, auf dieser hohen, steilen Bergwand, mitten durch das Gewirre von Dornen, Felsblöcken und Schlingpflanzen mit Axt und Säge, Hacke und Schaufel einen Weg zu bahnen. (Nicht kostet es heute, auf gebahntem Weg, noch Mühe, da hinauf zu klettern). Als er damit fertig war, stellte er die bekannten 14 Stationsbilder zu Ehren des kreuztragenden Heilandes auf, und so erhielt unsere Niederlassung einen Kreuzweg, wie er origineller und schöner, hier im Heidenland, kaum gedacht werden kann. Am Feste des hl. Bernard, unseres Ordenspatrones, wurde er mit den kirchlichen Ablässen versehen, und seitdem wird er fast von allen unseren Patres, Brüdern und Schwestern Tag für Tag besucht.

Auf dem obersten, die zwölfte Station repräsentierenden Punkt ließ Abt Franz ein großes eiserne Kreuz aufrichten, das wir hier in einer kleinen photographischen Abbildung wiedergeben. (Die Photographie stammt von englischen Polizisten, die mich eigens baten, das interessante Bild aufnehmen zu dürfen. Die großen, sonderbaren Pflanzenbündel rechter Hand sind Aloen, welche damals gerade am blühen waren).

Es hat wirklich etwas Imposantes, dieses große, eiserne Kreuz, das von stolzem Hügel aus weit in die afrikanischen Lande blickt und mit stumm-beredtem Mund den Sieg des Kreuzes verkündet. In Europa, in streng katholischen Ländern, findet man allerdings solche Kreuze gar oft am Wege; hier in dem halb heidnischen, halb protestantischen Südafrika aber ist es eine große Seltenheit. Allerdings pflegen wir Trappisten auf allen unseren Missionsstationen Kreuze aufzurichten und wählen mit Vorliebe dazu einen Hügel oder eine Bergspitze. Hier aber steht das Kreuz hart an der Poststraße und ist daselbe außerdem noch mit einem würdigen Kreuzifixbilde geschmückt, während wir uns sonst mit einem einfachen leeren Holzkreuz begnügen müssen.

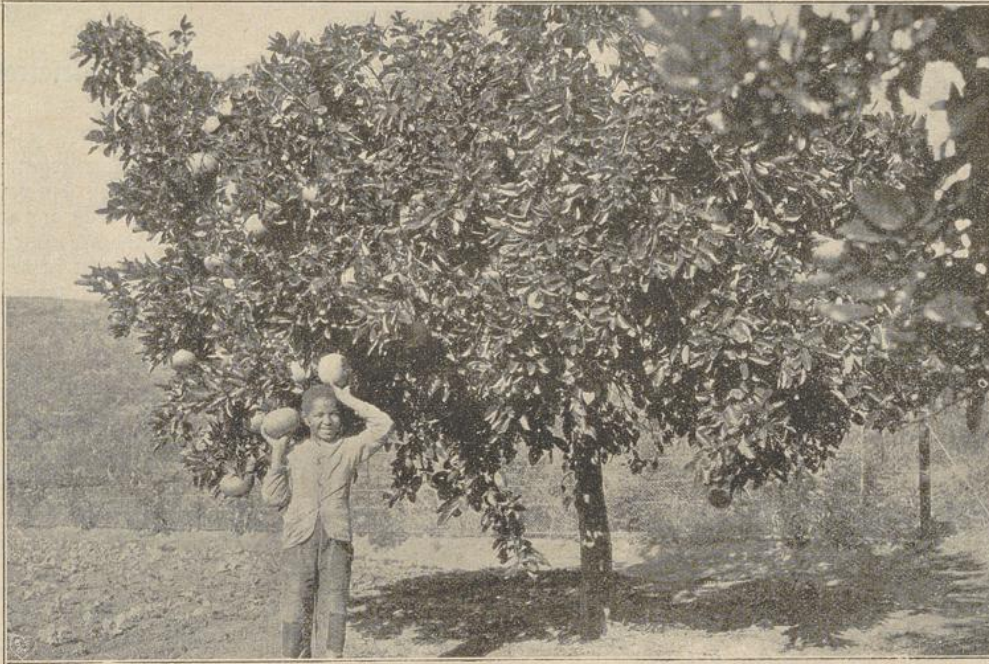
Dieses eiserne Kreuzifix hat bei all den vielen Hunderten, die da jahraus, jahrein auf der belebten Poststraße vorüberziehen, sowohl bei Weißen wie Schwarzen, bei Heiden, Protestanten und Katholiken schon hohes Interesse geweckt. Der eine kommt im staubigen Postwagen, der andere in seiner Kalesche, dieser geht zu Fuß, jener sitzt zu Pferd, der glaubt,

der andere zweifelt, dieser sucht den Glauben, jener hat ihn verloren, ein dritter und vierter hat ihn noch gar nicht kennen gelernt, und dennoch schauen sie alle mit Verwunderung zu diesem Kreuz hinauf und fragen sich, was das wohl bedeute. Und gewiß hat manchem sein wieder wach gewordenes Gewissen eine ernste Antwort auf seine Frage gegeben. Einem schwarzen protestantischen Prediger kamen sogar unwillkürlich die Tränen, als er so urplötzlich des rührenden Bildes ansichtig wurde. — So hat dieses Kreuzifix da droben auf unserm Kalvarienberge seine eigene hohe Mission.

(Fortsetzung folgt.)

trages entledigt zu haben. Meine Versicherung, noch am gleichen Tag zu kommen, mochte ihn vollends in dieser seiner Ansicht bestärkt haben; kurz, er verschwand auf Nimmerwiedersehen, und ich war somit auf dem weiten fremden Weg, der mir nur höchst mangelhaft beschrieben worden war, ohne Führer. Nun, ähnliche Fälle begegnen dem Missionär gar oft. Ich sattelte also mein Pferd, empfahl mich der göttlichen Vorsehung und der Führung meines hl. Schutzengels und ritt gegen 7 Uhr morgens fort.

Unterwegs fragte ich da und dort nach dem betreffenden Kraal und der kranken Frau, doch niemand



Im Oranqengarten in Mariannhill.

Domine, da mihi animas!

Von Rev. P. Florian, O. C. R.

(Schluß.)

Maria Katschi. — Einen zweiten mit mancherlei Opfern verbundenen Krankenbesuch hatte ich anfangs März 1908 zu machen. Am dritten genannten Monats kam in aller Frühe ein Kaffee zu mir mit der Bitte, doch unverzüglich zu seiner dem Tode nahen Mutter zu kommen, die gar sehr nach der hl. Taufe verlange.

„Wo wohnt deine Mutter?“ fragte ich. — Der Kaffee ist sonst geneigt, die Entfernung immer als möglichst gering anzugeben. Selbst wenn man ein paar Stunden weit zu reiten hat, pflegt er, zumal in dringenden Fällen, wie im oben angedeuteten, zu sagen: „O, es ist gar nicht weit von hier; gleich da drüben hinter jenem Berg ist unser Haus.“ Dieser Schwarze jedoch machte eine rühmliche Ausnahme; er gestand mir offen: „Weit, weit von hier! Wenn du bei jenem hohen Berg da drüben angekommen bist, mußt du hinaufreiten; oben angekommen, geht es zunächst rechter Hand wieder bergab, dann geht es eine Strecke geradeaus und schließlich wirst du bei unserer Hütte ankommen.“ Er nannte mir noch den Kraalbesitzer und glaubte sich hiemit seines Auf-

tonne oder wollte mir eine nähere Auskunft geben.

„Asimazi, lo'muntu, wir kennen diese Person nicht“, war die ständige Antwort. Mancher der Befragten mag wirklich die Kranke, bezw. den Kraal, in dem sie wohnte, nicht gekannt haben, einzelne aber hielten mich, wie ich später erfuhr, für einen Engländer und schöpften Verdacht, ich wolle bloß das Land ausspionieren und die betr. Person arretieren; daher ihre trockene Antwort: „Mfazi“, (wir wissen's nicht!).

Nach etwa siebenstündigem Ritt erhielt ich bessere Auskunft. Ein protestantisches Mädchen, das mich als katholischen Priester und Missionär erkannte, gab mir ziemlich genauen Bescheid sowohl über den Kraal, als auch über den noch zurückzulegenden Weg, fügte aber offen bei, es sei noch ziemlich weit. Nun Klarheit in einer Sache ist 'was wert. Ich ritt also den Berg hinauf, kam aber dabei in eine schreckliche Wildnis, wie ich sie hierzulande noch selten angetroffen. Zeitweilig konnte einem dabei wirklich ganz unheimlich zu Mute werden. Doch es ging alles gut. Oben angekommen, lag eine Kaffeewohnung vor mir. Auch hier hielt man mich anfangs für einen Spion; mein fremdes, schwarz-weißes Gewand kam ihnen besonders verdächtig vor. Als ich jedoch den Leuten erklärte, wer ich sei und was ich wolle, schenkten sie mir sofort

Vertrauen und beschrieb mir den Weg zur Hütte der Kranken recht genau.

Nach einem weiteren Ritt von einer guten Stunde war ich am Ziel; es war 1/2 Uhr nachmittags, und ich war somit 3 1/2 Stunden auf dem Wege gewesen, obgleich ich streckenweise stark geritten war. Die Kranke lag auf dem Boden und vermochte kaum mehr zu reden; doch verstand sie noch so ziemlich, was ich ihr sagte. Ich unterrichtete sie, so gut es eben ging — in solchen Fällen muß immer die Gnade Gottes das meiste tun — und spendete ihr sodann die heilige Taufe. Den Namen, den ich ihr gab, werden die geehrten Pater und Pfarrer wohl schon erraten haben; die allerheiligste Jungfrau Maria sollte fortan ihre große Schutzpatronin sein. Ihr empfehle ich bei solch' geistiger Aehrenlese alle meine Kinder, bei Männern aber wähle ich mit Vorliebe den Namen „Joseph“.

Als ich mit der hl. Handlung fertig war, zeigte die Uhr schon auf zehn Minuten nach 5 Uhr. Ich mußte also an baldige Rückkehr denken und nahm von der kranken Maria Abschied, sie innigst dem Schutze der allerheiligsten Jungfrau empfehlend. Sie mußte fortan Sorge für ihr Kind tragen, ich selbst konnte nichts mehr für die Sterbende tun. Ich ritt bis 7 Uhr abends; da mußte ich Halt machen und in einem Kaffernkraal Nachtherberge suchen. Denn es begann schon stark zu dunkeln, und bis zur Missionsstation hatte ich noch beinahe 8 Stunden zu reiten. Auch begannen allmählich meine Kräfte zu schwinden, denn ich hatte außer dem Frühstück den ganzen Tag fast nichts gegessen und getrunken, und überdies hatte mir die afrikanische Sonne, die an jenem Tage ganz gehörig brannte, hart zugefegt. In solchen Fällen ist man genügsam und nimmt mit allem Vorlieb. Mein Kößlein band ich im Freien an einem Baumstamm an; drinnen im rauchgeschwärzten Kraal fand ich eine auf dem Boden ausgebreitete Binjenmatte als Lagerstätte, und mein Abendessen bestand in einigen afrikanischen Bohnen und einem Becher Wasser. Dann empfahl ich mich dem Schutze der göttlichen Vorsehung und legte mich zur Ruhe nieder, konnte aber trotz der starken Ermüdung, die ich in allen Gliedern fühlte, nur wenig schlafen.

Da gegen 1/2 Uhr nachts weckte mich ein Geräusch. Ich erkannte bald, was los war. Mein Pferd war durch irgendetwas erschreckt worden und hatte sich losgerissen und Reißaus genommen. All' meine Versuche, es wieder einzufangen, waren vergebens; zuletzt verschwand es im Dunkel der Nacht und kam nicht wieder zum Vorschein. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Tag abzuwarten. Gegen 5 Uhr morgens stand ich auf; von meinem Kößlein war noch immer keine Spur zu sehen. Da hieß es also zu Fuß weitergehen. Sobald die Sonne am Himmel emporstieg, kam auch die Hitze; dazu plagten mich Hunger und Durst, und alle meine Glieder waren von dem gestrigen weiten Ritt und dem harten Lager während der Nacht wie gerädert. Wann würde ich wohl heimkommen? Ich hatte zu Fuß sicherlich noch 8—9 Stunden zu gehen.

Doch es sollte mir rasch geholfen werden. Gegen 8 Uhr kam ich bei einem englischen Farmer an. Hier bekam ich eine Tasse Kaffee, etwas Brot und gekochte Früchte. Das stellte meine Kräfte so ziemlich wieder her; die Hauptsache aber war, daß er mir ein Pferd ließ. Gott möge ihm diesen Liebesdienst noch lange lohnen; denn damit war mir geholfen! Nach weiteren zwei Stunden gelangte ich zu einer englischen Polizei-

station. Hier versprach man mir, nach dem entlaufenen Pferd zu suchen und ließ mir inzwischen ein anderes. Auf diese Weise konnte ich dem englischen Farmer das mir gütigst überlassene Pferd sofort wieder zurücksenden.

Kurz nach Mittag war ich wieder zu Hause auf meiner lb. Missionsstation, und zwei Tage später erhielt ich auch mein Kößlein wieder, das von einigen Kaffern eingefangen worden war. Die gute Maria aber starb wenige Tage nach Empfang der hl. Taufe selig im Herrn. Sie ist nun sicherlich bei ihrer großen Patronin im Himmel oben, und ich wünsche nur, daß sie dort Fürbitte für mich einlegen wolle, zumal wenn es gilt, unsterbliche Seelen für den Himmel zu gewinnen.

Missionsverhältnisse in Mariatrost.

Von Schw. Christina, C. P. S.

Die hiesige Missionsstation zählt zu den kleineren — die Zahl der Schulkinder beträgt gegenwärtig 65 — dennoch aber füllt auch Mariatrost sein bescheidenes Plätzchen im großen Missionswerk recht gut aus. Trotz der vielen Hindernisse ist die Zahl der Katechumenen, der Täuflinge und Erstkommunikanten in beständigem Wachstum begriffen. Sogar von den protestantischen Schulen, die rings herum errichtet sind, kommt manches Schäßlein vertrauensvoll zu uns und zählt später in der Regel zu den besten Katholiken. Ähnliches gilt von den in nächster Nähe der Station wohnenden Heiden. Oft zögern sie lange mit der Bekehrung, wenn sie aber einmal zu uns kommen, dann zeigen sie auch großen Eifer und bleiben ihren guten Vorsätzen treu.

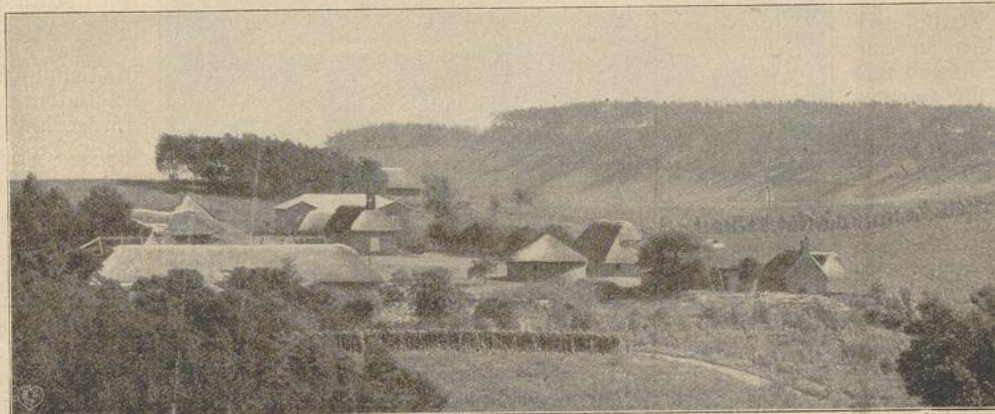
Mariatrost hat schon seit Jahren eine kleine Außenstation mit einer dem hl. Xaverius geweihten Kapelle. Zwei weitere Kapellen wurden erst in jüngster Zeit gebaut, und, so Gott will, soll in Bälde eine dritte in Angriff genommen werden. So ein Missionskirchlein ist allerdings äußerst einfach und arm. Vier Lehmwände und ein Strohdach darüber, das ist alles. Den Altar repräsentiert ein einfacher Tisch, und als innere Ausstattung haben wir Schwestern ein paar mit buntem Stoff umrahmte Bilder an den kahlen Wänden aufgehängt. Ein paar Flaschen dienen als Blumenvasen, und eine Ruhstühle ist unsere „Glocke“. O, wenn unsere geehrten Wohltäter oft wüßten, welche Freude sie diesen guten Schwarzen, die so sehr am Neuen hängen, und vielfach durch Bilder, Statuen und sonstige religiöse Gegenstände belehrt werden müssen, durch irgend eine Kleinigkeit machen könnten, sie würden uns sicherlich mit aller Bereitwilligkeit zu Hilfe kommen.

Eine dieser Kapellen dient zugleich als Schule. Gegenwärtig erteilt eines unserer größeren Mädchen darin Unterricht, wozu aus der näheren und weiteren Umgegend etliche zwanzig, äußerst ärmlich gekleidete Kinder zusammenkommen. Einmal machte ich mit den hiesigen Schulkindern einen Besuch daselbst. Wir hatten gut drei Stunden zu gehen, und als wir hinkamen, hatte gerade die hl. Messe begonnen. Es war ein schönes Häufchen Heiden beisammen und sie schienen alle ganz begeistert für die christliche Religion. Als unsere Schulkinder ein religiöses Lied anstimmten, schrien sie alle aus Leibeskräften mit, obgleich sie weder Text noch Melodie kannten. Wir Schwestern wollten sie zum Schweigen ermahnen, denn der Lärm und Durcheinander war ein gränlicher, sie aber ließen

sich nicht irre machen und fangen und schreien auf ihre Weise kräftig weiter. Ein altes Mütterchen aber meinte: „Schwestern, laßt uns ruhig gewähren! Der liebe Gott versteht uns alle; er sieht in unsere Herzen hinein, und weiß, daß auch die Schwarzen ihn lieben!“

Nach der hl. Messe war Predigt, dann wurde der neue Kreuzweg — kleine, höchst einfache Bildchen mit bescheidenen Holzkreuzchen darüber — eingeseget und zum erstenmale gebetet. Die Katechumenen, die so was noch nie gesehen hatten, waren dabei Aug und Ohr. Zum Schlusse wurde katechetischer Unterricht erteilt und mit den Anfängern das Vater unser eingeübt. Beim Verlassen der Kapelle wiederholten alle die Worte: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“, und auf dem ganzen Heimweg wurden diese und andere Worte des Vater unsers wiederholt, um sie ja dem Gedächtnis fest einzuprägen und nie mehr zu vergessen. Zuweilen wandten sich die älteren Leute an unsere Schulkinder und ließen sich von ihnen einzelne Bitten nochmals vorsagen oder fragten um deren Sinn und Bedeutung.

Das Gebiet, das der hiesige Missionär zu pastoren hat, ist ein buntes Gewirre von Bergen, Schluchten und Tälern und erstreckt sich nach allen Himmelsrichtungen hin ziemlich weit. So ist z. B. St. Xaver zwei Stunden von Mariatrost entfernt, die Kapelle der Unbefleckten Empfängnis, die wir oben erwähnten, drei Stunden, eine dritte, am Umzinkulu gelegene Außenstation aber, wo P. Rektor erst kürzlich vom dortigen Chief die Erlaubnis zur Eröffnung einer Mission bekam, ungefähr fünf Stunden. Da gibt's nun allerdings Arbeit für den seeleneifrigen Missionär, denn es ist fürwahr keine Kleinigkeit, auf den schmalen, rauhen Kaffernpfaden all die vielen halbsbrecherischen Schluchten, Berge und Hügel auf- und abzuklettern. Schon mehr als einmal kam es Rev. P. Cyprian, der bis in die jüngste Zeit hier missionierte, vor, als führe der hl. Schutzengel selbst sein Köhlein und lenkte es zu einem Kaffernkraal, wo priesterliche Hilfe gerade am nötigsten war. So wollte z. B. einmal sein Pferd durchaus den Weg nicht mehr zurückgehen, auf dem er gekommen war. Da ließ er es einfach gehen, wohin



Missionsstation Maria Trost.

Dabei äußerten sie ihre guten Vorsätze gleich vor allem Volk. So sagte z. B. eine Frau, nachdem ihr eines unserer Schulkinder erklärt hatte, was die Worte bedeuten „Vergib uns unsere Schulden usw.“: „Ja, wenn dem so ist, dann darf ich meinem Manne keine Widerrede mehr gehen, wenn er mich schimpft oder schlägt. Das wird mir allerdings schwer fallen, aber ich will jetzt Christin werden und muß verzeihen lernen!“

Die Leute in diesen westabgelegenen, höchst einsamen Tälern und Schluchten sind überhaupt noch ungemein kindlich und naiv. So blieb z. B. ein Kaffernweib vor einer unserer Schwestern stehen und stellte zuletzt ganz verwundert die Frage: „Wie, Schwester, kennst du mich nicht?“ — „Woher sollte ich dich kennen? Ich kann mich nicht erinnern, dich je gesehen zu haben.“ — „Nun, ich bin doch die Mutter des kürzlich gestorbenen Knaben.“ — „Wessen Knabe? Wie hieß er?“ — „Nun, ich kann die sonderbaren Namen, die ihr den Leuten bei der Taufe gebt, nicht merken, aber mein Knabe hieß so, wie jener, der da droben die Himmelstüre aufmacht, wenn einer kommt und hinein will.“ Die Antwort ließ an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Die Schwester kannte den großen und den kleinen „Petrus“ und konnte sich nun auch der Mutter des letztern erinnern.

es wolle, und siehe, in Bälde kam er an einem Kraal vorbei, an dem, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, ein Heide am Sterben lag. Er geht hinein, erteilt dem Kranken den nötigsten Unterricht und spendet ihm die hl. Taufe. Kurz darauf hatte der Kranke vollendet, und der Missionär konnte mit dem tröstlichen Bewußtsein weiterreiten, wieder eine unsterbliche Seele für den Himmel gewonnen zu haben.

Auffallend ist es auch, daß es in hiesiger Gegend gar so viele Kranke gibt. Namentlich leiden viele an Geschwüren und bössartigem Ausschlag. Unsere Krankenschwester hat da Arbeit in Hülle und Fülle, denn manche Kranken kommen 4 bis 5 Stunden weit daher, um sich ihre Wunden reinigen und verbinden zu lassen. Indirekt ist das immer ein großes Hilfsmittel für die Mission; denn niemand ist williger, auf das Wort der Missionsschwester und des Priesters zu hören als der Kranke, dem zuerst in leiblicher Weise geholfen wurde. Er kommt zu uns oder empfängt Besuch, gewinnt Zutrauen zu den Trappisten, läßt sich unterrichten und taufen und wird so an Leib und Seele gerettet.

Im November 1908 kam P. Cyprian als Rektor und Missionär nach Maria Ratschitz, und Rev. P. Florian, den unsere geehrten Leser schon längst kennen, lehrte auf seinen früheren Missionsposten nach Maria-

Trost zurück. Hoffentlich findet er in Bälde Zeit, persönlich wieder etwas über den Fortgang der dortigen Mission zu berichten.

Ein pastoreller Ausflug ins Tembuland.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

(Schluß.)

Etwas oberhalb des Kraales waren vier Männer damit beschäftigt, für die Verstorbene mitten auf steinhartem Weg ein Grab zu bereiten. Das war natürlich eine harte, zeitraubende Arbeit, deren Ende wir gar nicht abwarten konnten, weshalb wir uns damit begnügen mußten, das halbfertige Grab zu benedizieren. Die Arbeiter waren nach europäischer Art bekleidet, was hierzulande unter Heiden eine große Seltenheit ist; auch benahmen sie sich recht anständig. Während der Benediktion zogen sie auf den Wink des Kraal = Eigentümers ihre Jacken an und warteten stehend und entblößten Hauptes das Ende der Zeremonie ab. Hierauf verrichteten wir bei der Leiche die hauptsächlichsten bei der Beerdigung üblichen Gebete. Das Ergebnis selbst konnten wir, wie schon gesagt, wegen Mangel an Zeit nicht vornehmen.

Die blinde Maria hinterließ ein dreijähriges Söhnchen, und hatte ihre Angehörigen kurz vor dem Tode noch dringend gebeten, man möge es doch bald taufen lassen. P. Rektor bestimmte, man möge das Kind am nächsten Sonntag nach Zigudu bringen, wo ich Gottesdienst halten und hernach das Knäblein taufen würde. So geschah es auch. Es war die erste Taufe, die ich spendete, und es freute mich, so den letzten Herzenswunsch der guten blinden Maria erfüllen zu können. Der Kleine verhielt sich während der ganzen Taufhandlung recht brav und still. Er heißt jetzt Albert. Drei Kinder aus dem Kraale der blinden Maria machen alltäglich den weiten Weg in unsere Tagesschule nach Zigudu; der Kleine Albert ist natürlich noch zu jung dazu. Die Frau des Kraalbesizers aber, eine Protestantin, erklärte, sie werde fortan nicht mehr die protestantische Kirche besuchen, sondern wolle sich jetzt den Katholiken anschließen.

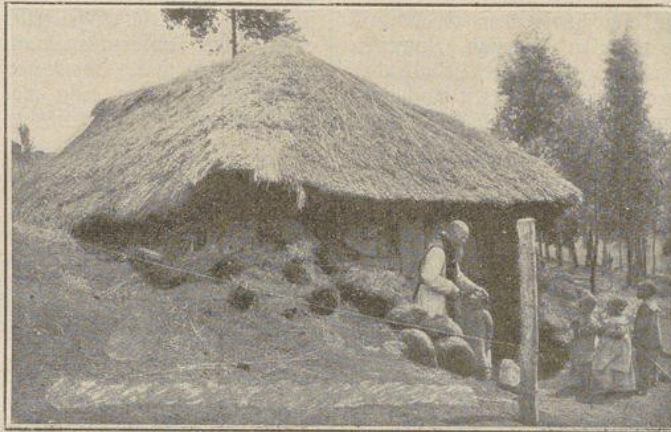
Acht Tage nach dem Tode der blinden Maria machte P. Rektor wieder einen Besuch in deren Kraal. Er fand daselbst eine große Menge schwarzen Volkes versammelt, darunter waren mehrere Protestanten, die in der bloßen Absicht, ihn zu sehen, einen Weg von sechs Stunden zurückgelegt hatten. Alle wohnten mit großem Interesse dem Unterricht bei, und der Kraaleigentümer kommt seitdem mit mehreren seiner Leute regelmäßig zum sonntäglichen Gottesdienst nach Zigudu. Auch andere Heiden schließen sich ihnen allmählich an; so zählte ich das letztmal außer den Protestanten 28 Heiden.

Wohl gilt das Volk in Tembuland als hart und dem christlichen Glauben, speziell der katholischen Kirche wenig geneigt; allein ich denke, diese gegenwärtige Abneigung beruht zum großen Teil auf Vorurteilen. Viele davon werden mit der Zeit sicherlich schwinden, und überdies glauben wir an der blinden Maria eine gute Fürsprecherin im Himmel gefunden zu haben.

Das Band der Liebe.

Ein Maurer in M. hatte das Unglück, in brennenden Kalk zu stürzen. Obgleich von seiner Umgebung möglichst schnell herausgezogen, hatte er sich doch schon jämmerlich zugerichtet. Im allgemeinen Krankenhaus,

wohin man ihn sofort brachte, boten die Aerzte zwar alle ihre Kunst auf, um ihn zu retten; allein es zeigte sich bald, daß eine Rettung nicht mehr zu erwarten sei. Das Fleisch ging in Fäulnis über und fiel stückweise von dem Körper des Unglücklichen. Die Folge war, daß ein unerträglicher Geruch sich verbreitete und den Krankensaal verpestete, weshalb auch die übrigen Kranken aus demselben entfernt werden



Erste Niederlassung eines Crappisten-Missionärs in Natal.

mußten. Es kam so weit, daß nicht allein die Aerzte den mit mephitischen Dünsten angefüllten Saal nicht mehr betreten, sondern auch die barmherzigen Schwestern es kaum mehr über sich gewinnen konnten, an dem Lager des Armen zu verweilen. Da faßte eine der Schwestern den heroischen Entschluß, ihre noch jüngeren Mitschwestern von dieser Beschwerde völlig zu befreien und die Bedienung des Kranken ganz allein zu übernehmen. Nachdem sie von ihrer Oberin hierzu die Erlaubnis und den Segen erhalten hatte, wollte sie auch das dem Heiland gebrachte Opfer ihrem Geiste und Herzen stets gegenwärtig erhalten, um daraus immer wieder Kraft und Mut zu schöpfen. Deshalb schlang sie ein Band mit dem einen Ende um ihren Fuß und befestigte das andere an der Bettstelle des Patienten, so daß sie nur bis zur Türe des Saales gehen und dort von den Schwestern das Notwendige fordern und in Empfang nehmen konnte. So gebunden von ihrer engelgleichen Liebe, wandte sie dem Unglücklichen alle nur denkbare Sorgfalt zu, verschaffte ihm in seinen namenlosen Schmerzen jede mögliche Linderung, so daß derselbe, erstaunt ob solcher Liebe, stets mit dem Ausdruck der innigsten Dankbarkeit auf seine zärtliche Pflegerin blickte. Und sie machte in der Tat das Opfer vollkommen. Erst als ihr Pflingling in ihren Armen und unter ihren tröstlichen Zusprüchen seine Seele ausgehaucht hatte, löste sie das Band an ihrem Fuße.

St. Josephsgärtchen.

Rückkehr der hl. Familie aus Aegypten.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen, da der Entschluß der hl. Familie bekannt wurde, kamen viele Leute sehr betrübt zu ihnen, Abschied zu nehmen, und brachten ihnen allerlei Geschenke in kleinen Gefäßen von Bast. Diese Leute waren aufrichtig betrübt. Sie waren teils Juden, zum größeren Teil aber bekehrte Heiden. Die Juden waren im Ganzen hierzulande so in Abgötterei versunken, daß sie schier nicht mehr zu erkennen waren. Doch gab es auch Menschen hier, welche froh waren, daß die hl. Familie fortzöge, denn sie hielten sie für Zauberer, die alles durch den mächtigsten der bösen Geister vermöchten.

Ich sah unter den guten Leuten, welche ihnen Geschenke brachten, auch Mütter mit ihren Knäbchen, welche Gespielen Jesu gewesen waren, besonders aber eine vornehme Frau dieser Stadt, mit ihrem mehrjährigen Söhnlein, welches sie den „Mariensohn“ zu nennen pflegte; denn diese Frau hatte sich lange nach Kindern gesehnt, und Gott hatte sie auf das Gebet der hl. Jungfrau mit diesem Knaben gesegnet. Ich sah, daß sie dem Jesuknaben Geld schenkte; es waren dreieckige, gelbe, weiße und braune Stückchen. Jesus blickte beim Empfang seine Mutter an.

Als Josef das nötigste Geräte auf den Esel gepackt hatte, traten sie von allen diesen Fremden begleitet ihre Reise an. Es war noch dasselbe Lasttier, auf welchem Maria nach Bethlehem gereist war. Auf der Flucht nach Aegypten hatten sie auch noch eine Eselin bei sich gehabt, die aber Josef in der Not verkaufte. Sie zogen zwischen On und dem Judenort hin und wandten sich dann mittäglich zu der Quelle, die auf das Gebet Marias entsprungen war, ehe sie nach On oder Heliopolis gekommen waren. Es war hier inzwischen alles ganz grün geworden. Der Quell umfloß rings einen Garten, der im Viereck von Balsamstauden umgeben war. In der Mitte standen junge Fruchtbäume, wie Datteln, Sykomoren und dergleichen. Die Balsamstauden waren bereits so groß wie mäßige Weinreben. Josef hatte kleine Gefäße aus Baumbast gemacht; sie waren an gewissen Stellen verpicht, sonst sehr glatt und zierlich. Er machte öfters, wenn sie auf der Reise rasteten, solche Gefäße zu verschiedenem Gebrauch. Er brach an den rötlichen Balsamranken die kleeformigen Blätter ab, und hängte solche Bastflaschen daran, um die ausfließenden Balsamtropfen zu sammeln, die sie mit auf die Reise nahmen. — Nachdem ihre Begleiter einen rührenden Abschied genommen, verweilte die hl. Familie noch mehrere Stunden daselbst. Die hl. Jungfrau wusch und trocknete einiges Geräte; sie erquideten sich an dem Wasser und füllten den Schlauch zur Reise, die ich sie dann auf der allgemeinen Heerstraße antreten sah.

Ich sah sie in vielen Bildern auf dieser Heimreise und immer ohne Gefahr. Der Jesuknabe, Maria und Josef hatten eine Scheibe von dünner Baumrinde auf dem Kopf mit einem Tuch unter dem Kinn befestigt, um sich gegen die Sonne zu schützen. Jesus hatte sein braunes Röschchen an und trug ganze Schuhe von Bast, die ihm Josef verfertigt hatte; Maria hatte

nur Sohlen. Ich sah sie öfters bekümmert, weil dem Jesuknaben das Gehen in dem heißen Sand so beschwerlich war. Ich sah sie oft stille stehen und ihm den Sand aus den Schuhen schütteln. Er mußte oft auf dem Lasttier sitzen, um auszuruhen.

Sie kamen durch mehrere Städte, deren Namen mir entfallen sind, auch über ein Wasser, das vom roten Meer zum Nil geht. Josef wollte eigentlich nicht wieder nach Nazareth ziehen, sondern sich in seiner Vaterstadt Bethlehem niederlassen, war jedoch unschlüssig, weil er im gelobten Lande hörte, daß nun Archelaus über Judäa regiere, welcher auch sehr grausam war. Ich sah, daß die hl. Familie in Gaza angekommen, gegen drei Monate dort verweilte. Nun erschien dem hl. Josef wieder ein Engel im Traume und gebot ihm, nach Nazareth zurückzukehren, was er auch sofort tat. Anna lebte noch; sie und einige Verwandte hatten vom Aufenthalt der hl. Familie gewußt. Die Rückkehr aus Aegypten geschah im Monat September; Jesus war nicht ganz acht Jahre alt.

Ich hatte auch einen Blick auf die hl. Familie, wie sie aus Aegypten nach Judäa zurückkam. Ich sah sie auf einer Straße durch die Wüste, etwa zwei Stunden von der Höhle des Johannes entfernt. Der Knabe Jesus, zwischen Maria und Josef wandelnd, schaute nach der Gegend hinüber, und ich sah, daß seine Seele nach Johannes sich wendete. Zugleich sah ich Johannes in seiner Höhle betend. Ein Engel in Gestalt eines Knaben trat zu ihm und sagte, dort ziehe der Heiland vorüber. Ich sah Johannes aus der Höhle hinaus mit ausgebreiteten Armen nach der Gegend eilen, wo sein Heiland vorüberwandelte. Er hüpfte und tanzte vor Freude. Es war dieses Bild ungemein rührend.

Die Höhle des Johannes lag hier tief in einem Hügel; sie war nicht viel breiter als sein Lager, aber ziemlich tief einwärts. Er schwang sich durch eine kleine Oeffnung heraus. Oben schräg war ein Lichtloch. In der Höhle sah ich auf einem Rohrgestell Honigwaben und getrocknete Heuschrecken, die gelb und gepunktet und wohl so groß wie Krebse waren. Johannes hatte sein Fell umhängen. Der Engel, der zu ihm kam, war wie ein Knabe seines Alters. Ich habe ihn früher kleiner und später größer bei ihm gesehen; es war, als wachse er ordentlich mit ihm auf. Er erschien und verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

Ein Ruf ins Kloster.

Die ganze Umgebung Anna Katharinas, Freunde, Eltern und Geschwister, boten alles auf, sie von ihrem Vorhaben, in ein Kloster zu gehen, abzubringen. Die Meisterin (eine Näherin in Koesfeld), bei der sie arbeitete, sagte zu ihr eine solche Vorliebe, daß sie unter Bitten wiederholt den Antrag stellte, sie wolle im ehelosen Stande bleiben und alles mit ihr teilen, wenn Anna Katharina sich entschließen könnte, sie nie mehr zu verlassen. Sie war nämlich durch deren Frömmigkeit so gerührt, daß sie daran dachte, in Gemeinschaft mit

Anna Katharina bis an ihr Ende unter frommen Uebungen ein zurückgezogenes Leben zu führen. Diese aber ließ sich nicht irre machen und lehnte das freundliche Anerbieten mit so einleuchtenden Gründen ab, daß das gute Einvernehmen nie gestört wurde.

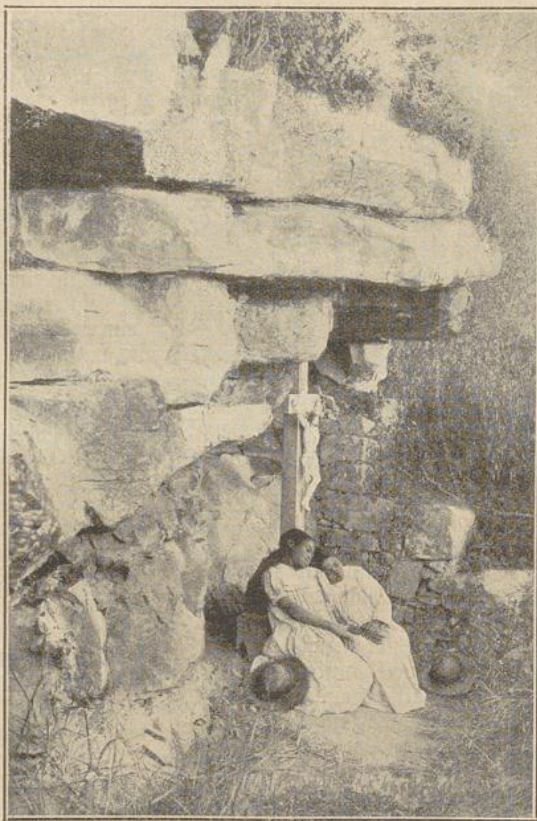
Schwerer wurde es ihr, dem verstärkten Drängen der Eltern Widerstand zu leisten. Diese kamen auf den Gedanken, die Sehnsucht ihrer Tochter nach dem Kloster würde sich verlieren, wenn sie mehr zur Teilnahme an weltlichen Lustbarkeiten genötigt würde. Sie sollte also gezwungen werden, mehr unter die Leute und selbst an öffentliche Unterhaltungsorte zu gehen; und es vereinigten sich ihre Altersgenossen und Betannten mit den Eltern, um sie dahin zu bringen. Ziel es Anna Katharina überhaupt schwer, jemand eine Bitte abzuschlagen, so schien es ihr vollends eine Unmöglichkeit, die bekümmerten Eltern immer zurückzuweisen, so oft sie mit dem Versuche nahen, sie mit einem der Geschwister zu einer Tanzbelustigung zu nötigen. Zweimal gab sie mit innerem

Widerstreben denselben nach, indem sie hoffte, durch diese Nachgiebigkeit vor weiterem Drängen verschont zu werden. Sie selbst erzählte hierüber:

„Mein älterer Bruder wollte einmal gar zu gern, daß ich mit ihm zum Tanze gehe; da ich es aber nicht tat, und es ihm strenge abschlug, ward er böse, zankte mit mir und rannte in großem Unwillen zum Hause hinaus. Er kam aber gleich wieder herein, weinte heftig, warf sich in Gegenwart der Eltern vor mir auf die Kniee und bat mir seine Festigkeit ab. Wir waren sonst nie uneinig gewesen und sind es auch nie mehr geworden. Als ich aber einmal aus falscher Nachgiebigkeit mich zu solcher Gesellschaft verleiten ließ, besiel mich die höchste Traurigkeit und ich folgte in halber Verzweiflung dahin nach. Mit meiner Seele war ich zwar nicht gegenwärtig, aber es war mir vor Pein, als wäre ich in der Hölle. Es riß mich wieder fort, daß ich mich gar nicht mehr halten konnte; und doch gab ich aus Furcht, als schide es sich nicht, als mache ich Aufsehen, wieder nach und blieb länger. Dann war es mir, als rufe mich mein göttlicher Bräutigam hinaus und ich entflohe dennoch. Ich sah umher, suchte und fand unter Bäumen meinen Bräutigam trauernd und zürnend, mit entstelltem Antlitz, ja ganz blutig. Er sagte zu mir: „Wie treulos bist du! Wie vergiffest du mich! Wie hast du mich mißhandelt! Kennst du mich nicht mehr?“ — Da siehte ich um Vergebung und erhielt, was ich zur Verhütung von Sünden anderer

tun sollte. Ich mußte in einem Winkel knieend mit ausgebreiteten Armen beten, oder mußte auch an Orte gehen, wo Sünden zu verhindern waren.“

„Als ich mich noch einmal zu einer Lustbarkeit aus ungerechter Nachgiebigkeit hatte hingeren lassen, da wurde die Gewalt, die mich wieder davon fortrif, immer größer, je mehr meine Gespielinnen mich aufhalten wollten. Ich sloh, und es war mir, als wolle die Erde mich verschlingen; ich war unaussprechlich betrübt. Kaum war ich aus dem Stadttor und auf dem Wege nach Hause, als eine wunderbare Frau zu mir kam, die mich ernst anredete: „Was hast du getan? Wie lebst du? Du hast dich mit meinem Sohne verlobt, und sollst nun keinen Teil mehr an ihm haben!“ — Nun trat auch der Jüngling entsetzt und traurig zu uns und seine Borwürfe durchschnitten mir das Herz, daß ich in so schlechter Gesellschaft sei, während er leidend auf mich harre. Ich meinte, vor Schmerz zu sterben, und flehte zu seiner Mutter, für mich um Vergebung zu bitten und versprach, nie mehr so nachgiebig zu sein. Sie bat für mich; ich erhielt Verzeihung und versprach nochmals, nie mehr in solche Gesellschaften zu folgen. Da verließen sie mich. Ich war in vollem wachem Bewußtsein, und sie hatten mit mir gesprochen, wie andere lebende Menschen. Ich war zum Tode betrübt und ging laut weinend nach Hause. Am andern Morgen wurde ich geschmäht, daß ich allein davor jelaufen war.“



Ruh' auf dem Kreuzweg in Mariannhill rastende Kaffernmädchen.

„Endlich erhielt ich Ruhe. Es fiel meinem Vater ein Buch in die Hände, worin er las, daß die Eltern ihre Kinder nicht zu solchen Lustbarkeiten anhalten dürften. Er wurde darüber so be-

stürzt, daß er bitterlich weinte und sagte: „Gott weiß es aber, wie gut ich es gemeint habe!“ Ich selbst mußte ihn dann trösten, so gut ich es konnte.“

(Fortsetzung folgt.)

Von Pavianen geraubt.

Von R. S.

(Fortsetzung.)

Ich erhob mich und ging nach meiner Schlafstelle zurück, meinen Hut zu holen. Bei meiner Rückkehr fand ich Herrn Carson — denn das war nun einmal sein Name, obgleich er ihn nicht mehr hören konnte — bei Stella. Er fühlte sich jetzt wohler, wie er sagte, und wollte uns begleiten, wenn ihm Stella den Arm böte.

So brachen wir auf. Hinter uns kam Hendrika mit Tota und Indabafimbi. Den alten Mann konnte

nichts ermüden, er war wieder munter und frisch, als hätte er eine ganze Woche lang geruht. Die Aussicht von der Plattform war ebenso schön und entzückend, wie vom Tale aus. Wie schon bemerkt, blickten die Marmorbauten gen Westen, sodaß die ganze obere Terrasse bis gegen 10 Uhr vormittags im Schatten des großen Berges lag, was in diesen Breitengraden als besonderer Vorzug gilt.

Erst gingen wir durch den Garten, der wundervoll gepflegt war und einer der ertragreichsten war, die ich je gesehen hatte. Drei oder vier Eingeborne arbeiteten darin, und sie alle begrüßten meinen Gastwirt mit dem schönen Namen: „Baba“ (Vater). Dann besuchten wir die beiden andern Gruppen der Marmorbauten. Einige davon waren zu Ställen und Außengebäuden benützt, die andern waren verschiedene Vorrathshäuser, den Mittelbau dagegen fand ich zu einer Kapelle eingerichtet. Herr Carson leitete nämlich, obschon er kein Priester war, eine Art Mission. Die meisten Eingebornen waren flüchtig und Schutz suchend zu ihm gekommen. Er unterrichtete und taufte sie und nahm auch die Trauungen derer vor, die sich zur Monogamie verstanden.

Als wir diese wundervollen Ueberbleibsel des Altertums besichtigte, die Orangenbäume, Weinstöcke und Obstbäume bewundert hatten, die bei dem herrlichen Klima und dem fruchtbaren Boden wunderbar in die Höhe schossen, stiegen wir zur zweiten Terrasse hinab und sahen hier eine seltene Landwirtschaft in vollem Gang. Ich glaube, es war die beste Farm, die ich je in Afrika gesehen hatte. Da war der denkbar beste Humus und Wasser in Hülle und Fülle. Das Wiesenland unten im Tale bot eine herrliche Weide für ganze Herden von Kühen, Ochsen, Schafen, Ziegen und Pferden, und weiter oben war das schönste Ackerland für alle Arten von Feldfrüchten. Tatsächlich verwandten die umwohnenden Schwarzen auf deren Bebauung allen Fleiß. Der ganze Platz wurde von Herrn Carson in korporativem System verwaltet, d. h. er begnügte sich mit dem Zehnten des Ertrages. Was hätte er auch in dieser abgelegenen, von unendlichem Ueberfluß zeugenden Gegend mit etwaigen Mehreinnahmen anfangen sollen? Dagegen waren die hier festhaften Eingebornen, die sich übrigens „Kinder des Thomas“ nannten, in der glücklichen Lage, sich auf leichte Weise ein recht ansehnliches Besitztum aneignen zu können. Dazu lebten sie in ganz patriarchalischer Weise beisammen. Alle ihre Streitigkeiten wurden vor ihren „Baba“ gebracht; er war in allem ihr Richter. Gewisse Fehler wurden mit Einsperrung bestraft, andere mit Entziehung von Gütern; schwere Uebertretungen aber mit Ausweisung aus der Gemeinde, eine Strafe, die dem Schuldigen beinahe so entsetzlich war, wie für unsere Stammeltern die Vertreibung aus dem Paradies.

Der alte Herr Carson lehnte sich auf den Arm seiner Tochter und betrachtete die Szene mit sichtlicher Freude. „Ist es nicht ein hübsches Stück Arbeit, das wir hier zustande gebracht haben, Allan Quatermain?“ begann er. „Als ich mich von der verkehrten Welt und ihren täuschenden Freuden zurückzog, führte mich die Vaterhand Gottes hieher in diesen verborgenen Winkel der Erde. Als ich kam, fand ich nichts als die Marmorbauten, die Wasserfälle, Dornengestrüpp und wildes Gras. Ich nahm die alten Wohnungen in Besitz, reinigte das Feld und pflanzte den Orangenhain. Anfangs hatte ich nur ein paar Eingeborene bei

mir; mit der Zeit kamen andere hinzu, und jetzt besteht mein Stamm aus Tausenden. Hier leben wir nun in Glück und Frieden wie im Paradies. Der Himmel hat mich reichlich gesegnet, und ich habe mehr, als ich brauche. Leider gestatten mir meine Kräfte nicht, noch weiter mit Ihnen zu gehen; doch wenn Sie den Marmorbruch sehen wollen und den Eingang zu den alten Minen, so wird Stella die Güte haben, Ihnen beides zu zeigen... Nein, nein, mein Kind, Du brauchst mich nicht zu begleiten. Sieh, einige der Indunas warten auf mich!“

Mit diesen Worten empfahl er sich; wir andern aber gingen dem einen Fluß entlang und kamen nach kurzer Wanderung nach dem Marmorbruche, aus dem in längst vergangenen Zeiten das Material zu den hübschen, soliden Bauten genommen worden war. Die Schnittfläche zeigte eine sehr starke Lage des weißesten und schönsten Marmors. Nur in Natal habe ich einmal einen ähnlichen Bruch zu Gesicht bekommen. Wer mag einst hier gearbeitet, wer die schönen Bauten aufgeführt haben? Niemand konnte es mir sagen. Die einzige Reliquie dieser längst dahingegangenen Arbeiter fand einst Stella; es war eine höchst vollendete bronzene Spitzhade. Nun kletterten wir am Abhange des Hügels hinauf, bis wir zum Eingang in die alten Minen kamen. Man nimmt allgemein an, es seien Silberminen gewesen. Die Schlucht war lang und eng, und in dem Augenblicke, da wir sie betraten, erhob sich von allen Seiten ein so ohrenbetäubendes Gebrüll, daß wir alle mit Entsetzen zusammensuhren. Der ganze Ort war nämlich voll von Pavianen, die mit unglaublicher Geschicklichkeit an den steilen Wänden auf- und abkletterten und eine Zuchtlosigkeit bekundeten, die mir ganz unheimlich vorkam.

Stella erblaßte und hing sich furchtbar an meinen Arm. „Ich weiß nicht, wie das kommt“, sagte sie, „ich bin sonst weder nervös, noch furchtsam, allein ich kann den Anblick dieser Tiere nicht ertragen, seit sie den armen Hendrik töteten. Es kommt mir gerade vor, als sei etwas Menschliches oder gar Teuflisches an ihnen.“

Mittlerweile kamen die Paviane immer näher heran, und es war, als redeten sie miteinander. Tota begann zu weinen, während Indabajimbi und ich uns der Sache gegenüber so kühl benahmen, als wir eben konnten. Nur Hendrika stand gelassen da und blickte mit ihrem Affengesicht die boshaften Ungeheuer mit gleichgültigem Lächeln an. Plötzlich rief sie die toden Gefellen laut an. Sofort hörten sie mit ihrem Gebrüll auf, als gehorchten sie einem Befehl. Dann redete sie Hendrika an, d. h. sie machte einen Lärm genau so, wie die Paviane. Ich habe Buschmänner und Hottentotten gekannt, die mir versicherten, sie könnten mit Pavianen sprechen, und verstanden deren Sprache, was ich aber nie glauben wollte. Nun war ich mit maßlosem Staunen Zeuge, wie diese Paviansfrau mit ihren ehemaligen Genossen sprach. Sie begann ein Grunzen, Stöhnen und Schnalzen, und dann kam eine Menge so häßlicher Laute aus ihrem Munde, daß es sich einfach jeder Beschreibung entzieht. Wie es mir schien, hielt sie eine Strafrede an die Paviane, die ihr aufmerksam zuhörten. Einer von ihnen grunzte eine Antwort zurück, und dann verzog sich der ganze Rudel in die zahllosen Schluchten der Berge.

Wir alle waren im höchsten Grade erstaunt. Ich mochte Hendrika nicht fragen, denn ich wußte, sie hätte mir doch keine Antwort gegeben. Als wir die erste

Hütte erreichten, ging Stella hinein und Hendrika folgte ihr. Mich aber zupfte Indabasimbi beim Ärmel und sprach: „Matumasan, diese Pavianfrau ist ein Teufelsweib. Sei vorsichtig! Sie liebt Stella und ist im höchsten Grade eifersüchtig. Darum noch einmal, sei vorsichtig, sonst wird sie großes Unheil über Dich bringen!“ —

3. Kapitel.

Es fällt mir schwer, den Zeitraum zu beschreiben, der zwischen meiner Ankunft am Babyan-Beak und meiner Heirat mit Stella liegt. Ich glaube, wir liebten uns vom ersten Augenblick an, obschon wir nie ein Wort von Liebe sprachen. Tag für Tag ging ich mit ihr auf der Farm umher, nur von Hendrika und der kleinen Tota begleitet, während sie die tausenderlei Geschäfte erledigte, die ihr wegen der zunehmenden Schwäche ihres Vaters auferlegt wurden. Später besorgte ich selbst das meiste, und sie begleitete mich.

Am Abend setzten wir uns dann zusammen und hörten ihrem Vater zu, wie er uns vorlas, bald Geschichte, bald Dichterwerke oder sonst etwas. Fühlte er sich nicht wohl, so nahm Stella das Buch. Zuletzt sprach Herr Carjon ein kurzes Gebet, und wir trennten uns, bis uns der Morgen wieder die glückliche Stunde des Wiederfindens brachte.

So gingen Wochen dahin, und mit jeder lernte ich Stella besser kennen. War es die Einsamkeit, die ihr solche Tiefe und solche Sanftmut gegeben hatte? Mag sein, jedenfalls hatte auch die treffliche Erziehung ihres Vaters viel dazu beigetragen. Endlich kam der Tag, an dem wir uns unsere Liebe gestanden. Wir waren den ganzen Morgen beisammen gewesen, aber nach Tisch fühlte sich Herr Carjon so unwohl, daß Stella bei ihm blieb. Beim Abendtisch trafen wir uns wieder; nach demselben ließen wir Herrn Carjon auf seinem Sofa schlummernd zurück; Tota, die sich mit Stella sehr befreundet hatte, war zu Bett gebracht worden. Es war ein ungemein schöner, lieblicher Abend; ohne ein Wort zu reden, gingen wir durch den Garten bis zum Orangenhain und setzten uns dort auf einen Felsblock nieder.

Stella fing mit ihrer sanften Stimme zu plaudern an, erzählte mir von ihrem Leben in der Wildnis, wie sie es nach und nach gewonnen, wie ihre Gedanken allmählich reicher geworden und wie sie sich jetzt die große, rastlose Welt ausmale, die sie nie gesehen, und die ihr nur aus Büchern bekannt war. Es war eine seltsame Vorstellung, die sie vom Leben hatte. Die Dinge glichen darin mehr einem Traum, als der Wirklichkeit. Die Vorstellung großer Städte, wie z. B. Londons, hatte für sie etwas ganz Bezauberndes. Sie konnte sich kaum das Treiben dort vorstellen mit all' dem Lärm und der drängenden Gile, den dichten Menschenmassen, die einander ganz fremd sind, die fieberhaft nach Reichtum und Vergnügen rennen, und wobei einer den andern in herzloser Eigenliebe zu Boden tritt.

„Wozu denn das alles?“ fragte sie ernst. „Was suchen denn diese Leute, da sie doch nur kurze Zeit zu leben haben und weshalb vergeuden sie ihre Kräfte so?“

Ich sagte ihr, daß die harte Notwendigkeit die Mehrzahl der Menschen so vorwärts treibe, allein sie konnte das nicht begreifen. Sie hatte eben immer, auch hier in der Einsamkeit, in vollem Ueberfluß gelebt, und wußte also nicht, daß es Millionen auf Erden

gebe, die von Tag zu Tag kaum wissen, wie sie ihren Hunger stillen sollen.

„Ich habe gar kein Verlangen, dorthin zu gehen“, fuhr sie fort; „ich glaube, ich würde erschrecken und mich halb zu Tode ängstigen.“ — „Ich dachte, Sie hätten hierüber früher anders geurteilt“, sagte ich, „denn Sie gestanden mir offen, daß Sie sich so einsam fühlten.“ — „Das tat ich auch“, entgegnete sie in kindlicher Unschuld, „aber das war, ehe Sie zu uns kamen. Jetzt fühle ich mich gar nicht mehr einsam.“

Diese Worte gaben mir den Mut, ihr meine Liebe zu erklären. Sie erwiderte nichts, sondern legte nur zustimmend ihre Hand in die meine.

Wie im Traume stand ich auf, Stella noch immer an der Hand haltend. — Da fiel mein Auge auf etwas, das weiß durch das Blätterwerk des nahen Orangenbusches schimmerte. Wie ich näher hinsah, bewegte der Wind die Blätter, und das Mondlicht beleuchtete das fahle Gesicht Hendrikas. Das unheimliche Gesicht warf mir so haßerfüllte Blicke zu, daß ich unwillkürlich darob erschauerte. Im nächsten Augenblick war sie verschwunden, und gleich darauf hörte ich zwischen den Felsen hinter uns einen Pavian heulen. —

(Fortsetzung folgt.)

Der heilige Joseph als Klosterverwalter.

Ein Bischof von Frankreich, wollte in einer Stadt Ordensschwester einführen, war aber selbst, da er erst Bischof geworden und die Zeit der Revolution vorausgegangen, arm und konnte nicht den Schwestern helfen, wie er wünschte. Sie errichteten ein Pensionat, litten aber im Anfange oft große Not. Eines Tages kam eine Schwester zur Oberin und bat um Geld für die Kranken des Hauses. Die Oberin fand nur noch 2 Sous (ein Sou ist etwa 1 Cent). Sie gab der Schwester einen Sou und ging traurig in die Kapelle. Was sollte sie mit einem Sou anfangen für eine ganze Klostergemeinde? Da kam ihr ein eigentümlicher Gedanke. Sie kniete nieder vor der Statue des hl. Josef und betete: „O hl. Josef, du hast auch die Armut in ihrer Bitterkeit gefühlt in Nazareth und Aegypten, aber du hast es doch Maria und Jesus an nichts fehlen lassen. Siehe, ich wähle dich zum Nährvater und Verwalter des Klosters und übergebe dir zum Zeichen meines kindlichen Vertrauens den letzten Sou, unsere ganze Barschaft. O komm uns zu Hilfe!“ Sprach's, und legte den Sou in die Hand der Statue. Es dauerte nicht lange, da tönte die Glocke, und ein Herr erschien, der der Oberin mitteilte: „Ich habe für Sie gearbeitet, aber mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, Sie haben mich zweimal bezahlt. Hier nehmen Sie das Ihrige, und er legte 40 Franken hin. — Bald darauf kam eine reiche Dame, meldete ihre Tochter als Pensionärin und bezahlte das Kostgeld im voraus. — Ihr folgten am selben Tage noch drei andere nach.“

Nach einigen Jahren schrieb die Oberin: „Wir besitzen jetzt ein großes, schuldenfreies Kloster, aber der Sou ist immer noch in der Hand des hl. Josef. Fast jede neueingetretene Postulantin findet ihn beim Abstäuben der Statue und bringt mir ihn gewöhnlich mit den Worten: Ehrw. Mutter, ich habe einen Sou gefunden. — Wo? — In der Hand des hl. Josef. — Legen Sie ihn nur wieder hin, dort ist sein Platz. St. Josef ist unser Klosterverwalter — und ich erzähle ihr dann diese Geschichte.“

Charfreitags-Legenden.

Recht sinnig und poetisch hat das deutsche Volksgemüt das Gedächtnis des Karfreitags besonders in die Blumen- und Pflanzenwelt eingeschrieben. Das

beweisen die Namen der Passionsblume, des Kreuzdorns, des Bluttröpfchens, der bitteren Kreuzblume u. a. Wo immer eine Blume oder Pflanze durch Gestalt und Farbe eine Beziehung auf die Leidensgeschichte des Herrn gestattet, da hat das Volk in frommer Andacht sie in den Kranz verflochten, mit welchem es das Kreuz des Herrn schmückte. Gern spricht das Volk das Mitleid, das es über das bittere Leiden seines Erlösers empfindet, in seinen Sagen aus. Es erzählt sich, daß die Dornzweige, aus welchen man die Dornenkrone geflochten hat, sich wehrten, als die Hände der rohen Henslersknechte sie brechen wollten. Und als sie endlich der Gewalt nicht widerstehen konnten, da erfüllte sie Trauer, weil sie zu so grausamem Dienste bestimmt wurden. Der Heiland erkannte das Mitleid des Dorns, streckte seine Segenshand aus, und der düstere Schlehdorn (*prunus spinosa*) schimmerte hell auf in weißer Blütenpracht; ihm wurde zum Lohne verheißen, daß er stets im Frühlinge die ersten Blüten haben sollte. Nach einer andern Sage wurde die Dornenkrone des Heilandes aus dem Christusdorn oder der Dorn-Akazie geflochten, die scharfe haenförmige Stacheln, eine rötliche Rinde und goldgelbe Blüten hat.

Bei dem Tode des Weltheilandes nahm, nach dem Berichte der hl. Schrift, die ganze Natur Anteil und schien von Schauern durchbebt zu werden: die Felsen zersprangen, und die Sonne verlor ihren Glanz. Diese Wahrheit ist von der Legende in bunten Bildern dargestellt worden. Als Christus am Kreuze die Worte

sprach: „Es ist vollbracht!“ da streckten alle Blätter und Wipfel, so erzählt das Volk, ihre Köpfe zusammen und erzählten einander den Tod des Herrn. Mächtig rauschten die Federn des Libanon, und die Cypresse gelobte, von nun an nur zu wohnen an den Gräbern



Vielbeiniger wilder Feigenbaum im Albert-Park, Durban.

im Andenken an den Tod des Heilandes. Die gelbe Schwertlilie sprach zur Cypresse: „Von nun an will ich mich in Trauer kleiden“, und sie umhüllte sich mit einem blauen Schleier. Nur ein Baum, die hohe Espe (*Populus tremula*), blieb ungerührt bei der allgemeinen Trauer und wiegte gleichgültig in stolzer Ruhe den

ragenden Wipfel. Da traf sie der Fluch, immer zu zittern mit ihren Zweigen und Blättern. Rückert hat diesen Gedanken dichterisch behandelt:

Als den Herrn an's Kreuz geschlagen
Nun des Feldes Bäume sahen,
Ran ein Zittern und ein Zagen
Allen fernem, allen nahem.

Nur der Espe Krone
Ließ die Blätter ohne
Beben in die Lüfte ragen,
Gleich als ging sie das nichts an.

Damals war der Fluch gesprochen
Und ihn hörten Berg und Luft:
„Daß dir sei dein Stolz gebrochen,
Zittere künftig jeder Luft!“

Alle Bäume zittern
Nur in Angewittern;
Zitternd soll das Herz dir pochen,
Wenn im Wald ein Vöglein ruft.

Zittere, wo im Erdenkreise
Künftig du entkeimst dem Staub!
Jedes Blatt soll zittern leise,
Bis es wird des Herbstes Raub!

„Und in allen Tagen
Soll man hören sagen
Dir zur Strafe sprichwortweise:
„Zitt're wie ein Espenlaub!“

Von der Trauerweide erzählt eine alte Sage, daß sie ihre Zweige zur Erde neige aus Trauer darüber, weil von ihr die Nuten genommen wurden, mit denen man den Heiland schlug. Die sammetbraune Blume, die unter dem Namen „Christusauge“ bekannt ist, soll erinnern an die Todesangst des Herrn im Garten Gethsemane. Als der Heiland die Worte demütiger Ergebung sprach: „Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ da rang sich im tiefsten Seelenschmerz eine Träne aus seinem Auge und fiel zur Erde. Sofort entsproßte dem Boden des geweihten Ortes eine zarte Pflanze, deren Blüte in mildem Farbenpiel das Bild des Auges wiederzugeben scheint. Die Sage des Blutströpfleins wird von Dr. Malzner in der Zeitschrift „Der Feierabend“ wie folgt erzählt: „Aus tausend Blüten unserer Juni-Flora, zwischen dem rotbraunen Kreuzkraut und andern, schaut zu Hunderten das Blutströpflein oder die kleine Blut-Zimmortelle hervor. Der Blutschweiß des Heilandes hat sie geboren. Am Delberge, wo diese Blume häufig wächst, kniete der Herr in schrecklicher Angst und Seelqual. Die Sündenlast der Menschheit und die Ahnung seiner Leiden drückten ihn zu Boden. In seiner Todesangst tropfte blutiger Schweiß zur Erde herab. Als dann am Morgen darauf die Sonne durch die weidenartigen Blätter der Delbäume brach und die Leidensstelle mit ihren warmen Strahlen erhellte, da schlug aus dem dunkelgrünen Moos ein Blümlein die Augen auf, sein Kleid war rot wie Blut; das ist unser „Blutströpflein“ (gnaphalium sanguineum).“

Den Wermut, eine Pflanze von bitterem Geschmack, aber großer Heilkraft, läßt der Volksglaube entstehen aus den Tränen, welche die hl. Gottesmutter unter dem Kreuze weinte. Die Haselnußstaude hat ihre blutroten Kerne nach einer alten Sage erhalten zum Danke dafür, daß sie mit ihren Blättern das Schweißtuch mit dem Bilde des heiligen Antlitzes des Herrn verborgen hat, welches Veronika vor den Verfolgern zu ihr flüchtete. Darum soll sie auch nie der Bliz treffen.

Der Kreuzesstamm soll aus dem paradiesischen Baume der Erkenntnis des Guten und des Bösen ge-

zimmert sein; in der Kreuzes-Prästation heißt es, daß „Gott das Heil der Welt an dem Holze des Kreuzes begründet hat, damit von da, woher der Tod gekommen ist, auch das Leben entstehe, und damit Der, welcher am Kreuze gesiegt hat, am Holze auch besiegt wird. Durch Christum, unsern Herrn.“ Ein schöner Schmuck des Kreuzes ist die Passionsblume. Weil man in der Blüte der passiflora die Leidenswerkzeuge angedeutet fand, so wurde diese Blume oft als Schmuck des heiligen Kreuzes verwendet. Der rot punktierte Nektarientranz wurde mit der Dornenkrone, die fünf Staubfäden mit den fünf Wundmalen, der Grissel mit der Geißelsäule, die Narben mit den Nägeln, die Ranken mit der Geißel verglichen. Man liebte es, in Bignetten zu Erbauungsbüchern die Passionsblume darzustellen, wie sie zu den Füßen des Kreuzes wächst und an demselben hinaufkriecht. Das Volk nennt schön diese deutungsreiche Blume „Das Bergigmeinnicht des Erlösers“.

Eine Hundertjährige.

Zu einem recht schönen Familienfeste entwickelte sich die 100. Geburtstagsfeier der Privatierin Jungfr. Elise Eberl in Flossing, Oberbayern. Die Beteiligung der Pfarrangehörigen war eine lebhaftere und auch von auswärts gab es Leute in Menge, welche das glückliche Geburtstagskind schauen wollten. Wohl hätte die Hundertjährige den gewohnten Kirchenweg leicht zu Fuß zurücklegen können, doch solch einem Alter ziemt Ehrung und deshalb trugen 4 Jungfrauen die Greisin



Eine Hundertjährige.

auf schön geschicktem Tragstuhl inmitten des Festzuges, der sich von ihrem hübsch dekorierten Hause zunächst zum Pfarrhof bewegte. Denselben eröffnete die Schuljugend mit ihren Fahnen, es folgten die Gemeindevertretungen Flossing und Grünbach, die beiden Herren Lehrer mit Herrn Pfarrer. Hier war das Geburtstagskind eingereicht, umgeben von prangenden Jungfrauen. Den Schluß bildete der Veteranenverein

Flossing mit Fahne, welche ein Geschenk von einem Bruder der Jubilarin ist. Unter Glockengeläute und Kanonendonner gelangte der Zug zum Pfarrhof, an dessen Schwelle Herr Bezirksamtmann Pfülf die Gefeierte begrüßte. Dieser verlas erst ein vom Kgl. Hofsekretariat eingetroffenes Schreiben, worin Se. Kgl. Hoheit Prinzregent Luitpold der Jubilarin seinen Allerhöchsten Glückwunsch aussprechen und derselben ein Angebinde von 6 Flaschen Wein übermitteln ließ. Sodann brachte Herr Bezirksamtmann seinen persönlichen Glückwunsch dar und überreichte der Hundertjährigen einen silbergefähten Perlmutterrosentranz als Geschenk des Distrikts Mühldorf, bei dessen Anblick die Augen der Jubilarin wie verklärt leuchteten, ein Beweis, wie lieb ihr gerade diese Gabe war. Mit den Worten: „O mein Gott, so viel, und vergelt's Gott!“, dankte die also Beschenkte. Große Heiterkeit erregten die neuerlichen Worte der Greisin, als eben Kanonen-

donner ertönte: „Und schießen uns auch noch!“ Herr Bürgermeist. Schuhbeck verehrte der Greisin einen schönen, prakt. Fußwärmer zum Danke für die der Pfarrkirche seiner Zeit gespendeten reichen Geschenke seitens der Jubilarin und deren wohlthätigen Familie. Hierauf zog man in die Kirche, wo der Pfarrer vom Altare aus eine erhebende Ansprache hielt. In derselben führte er aus, daß man in der Gabe eines so hohen Alters eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung erkennen und nach dem Worte der hl. Schrift: „Eine Ehrenkrone ist das Alter, auf dem Wege der Gerechtigkeit wird es gefunden“, das Alter ehren müsse. Gerade die Jubilarin verdiene diese Ehre besonders wegen ihres Wohlthätigkeitssinnes zur Ehre Gottes und ihrer Mitmenschen. Hochw. Herr Pfarrer Daiser hatte die Güte, die Jubilarin unlängst unjerm Br. Felzian vorzustellen, der sie noch recht rüstig und humorvoll schildert. Ueber eine von ihm erhaltene geweihte Benediktus-Medaille war sie hocherfreut.

Die Pfarrgemeinde hat, während sie ein so gottbegnadetes Alter also ehrte, dadurch sich selbst am meisten geehrt. —

Zeigen Hunde auch Erdbeben an?

Daß verschiedene Tiere, zumal Hunde, ein Erdbeben viel früher als die Menschen wahrnehmen und anzeigen, ist eine Tatsache. Bisher hat man jedoch nur Fälle bei Erdbeben in der jeweiligen Aufenthaltsstätte der Hunde oder in der Grenzzone beobachtet. Bei den Erdbebenkatastrophen des vergangenen Jahres will nun jemand auch seinen Hund als lebendigen Seismographen für Fernbeben beobachtet haben. Im „Hund“ berichtet er darüber wie folgt: „Mein vierjähriger Airedaleterrier zeigte im vergangenen Frühjahr ein merkwürdiges Benehmen. Er war von auffallender Unruhe befallen und bellte grundlos den ganzen Tag. In der Etage über uns ging es gerade sehr lärmend zu, so daß ich die ganze Bellschreie des Hundes auf diese Tatsache schob. Erst nachmittags gegen halb drei Uhr wurde ich stutzig, da er anfing, sich wie außer sich zu gebärden. Er sprang auf das Fensterbrett, sah mit ängstlichen Augen vom offenen Fenster zum Erdboden hinab und hob witternd die Schnauze. Dann sprang er zur Stubentüre und begehrte dringend hinaus. Der Hund zitterte vor Aufregung. Ich nahm ihn an die Leine und ließ mich willenslos von ihm ziehen. Unter unseren Wohnräumen befand sich das Souterrain mit der Küche. Hielt sich dort ein Eindringling verborgen? Nein. Sonst würde mich der Hund nach der Innentür, nicht nach der Haustüre gezerzt haben. Ins Freie wollte er unter Zeichen lebhafter Furcht. Das war mir klar. Im Garten war es nur der Erdboden, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Gespannt mit wichtiger Miene lauschte er in die Tiefe. Fahndete er nach Ratten da unten? Nein. Auch diese Vermutung traf nicht zu, denn in diesem Falle wäre der Hund an einer bestimmten Stelle stehen geblieben und hätte ein tiefes Loch gescharrt. In hochgradiger Erregung zog er mich zwei- bis dreimal ums Haus herum, als wollte er mich überzeugen, ob es noch feststehe. Dann beruhigte er sich und wollte wieder hinein. Hier überließ ich ihn sich selbst, ohne mich weiter um ihn zu kümmern. Ein Unbesugter war nicht im Grundstück, davon hatte er sich und mich überzeugt. Das, was er in der

Erde wahrgenommen, interessierte mich vorläufig nicht, und für kurze Zeit vergaß ich den Vorgang. Als jedoch bald darauf mein Mann einen Zeitungsbericht vorlas, der die furchtbaren Ausbrüche des Vesuv und die um Neapel stattgefundenen Erdbeben schilderte, entsann ich mich, gehört zu haben, daß Tiere auf weite Entfernungen hinaus außergewöhnliche Naturerscheinungen durch Unruhe und Angst markiert haben, sorgte nach dem Datum, und siehe da, es stimmte. Ein paar Wochen vergingen, und eines Abends zeigte mein Schack genau dieselbe Unruhe. Wieder zog er mich zitternd zur Haustüre in den Garten ums Haus herum, witterte und lauschte gespannt nach der Erde, beruhigte sich jedoch diesmal viel schneller. Mein Mann hatte nach der Uhr gesehen und meinte: „Anderthalb Minuten nur hat das Erdbeben gedauert. Nach Berechnung des Zeitunterschiedes gegen S. Franzisko stimmte Zeit und Datum auch diesmal mit der Zeit des furchtbaren Erdbebens ebendort überein.“ Daß die Zuckungen der Erde von Italien oder gar von S. Franzisko in Deutschland von Hundem empfunden und gemeldet worden seien, dafür habe ich bis jetzt nur das vorliegende Beispiel aufgeführt gefunden. Man darf den Vorfall in seinem Zusammenhang mit jenen Fernbeben von vornherein nicht für unmöglich halten. Denn notorisch spüren verschiedene Tierarten die Erdbeben schon lange, bevor sie die Menschen nur ahnen. Also die von Menschen noch nicht wahrnehmbaren leiseren Vorzuckungen oder Schallwellen von anrückenden Erdbeben werden von Hundem durch außergewöhnliche Zeichen von Angst und Schrecken vorverkündet. Vielleicht werden aber noch weitere ähnliche Fälle bekannt; die obigen genügen nicht, um bestimmte Schlüsse zu ziehen.

Hebung versunkener Schätze.

Aus Brüssel wird der „F. Z.“ geschrieben: „Alfred Nobel“, die Facht des berühmten verstorbenen Erfinders, verließ dieser Tage London, um nach dem Kap zu segeln, wo Versuche unternommen werden sollen, die Ladung der versunkenen „Dorothee“ zu heben. Auf diesem Schiffe hat Präsident Krüger im Anfange des Transvaalkrieges 600 000 Pfd. St. nach Europa schicken wollen. Das Schiff ging unter, mit ihm versank das Gold. Kapitän Gardinier, der die Leitung der Expedition „Alfred Nobel“ übernommen hat, suchte, wie das „Bulletin de la Ligue maritime“ mitteilt, die Lage des verunglückten Schiffes mit Hilfe des Panoptikons, eines Instrumentes zur Beobachtung der Meeresstiefen, festzustellen. Man nimmt an, daß die Ladung sich noch im Schiffkörper befindet. Es wird viele Mühe kosten, sie wieder zu erlangen, doch zweifelt man nicht am Erfolge. Die Goldbergungsexpedition gehört der Südafrikanischen Rettungsgesellschaft an, die noch viel weitgehendere Ziele hat, als die Bergung der Ladung der „Dorothee.“ Kapitän Gardinier war bei der Bombardierung von Alexandrien Führer an Bord des „Candor“. Während des südafrikanischen Krieges war er Rekognoszierleutnant unter Lord Roberts. Unter anderem hofft Gardinier, den „Moreston“ aufzufinden, der bei Sal-danha scheiterte und noch auf den Felsen aufliegt. Man vermutet, daß dieses Schiff eine Million Pfund Sterling in Gold enthält. Dann will er die „Thermopyles“ heben, ein 1898 gestrandetes Schiff, das fünf bis sechs Klafter tief mit einer starken Ladung von

Metall, worunter eine große Zahl von Silberbarren, festhält. Er glaubt auf ungefähr 50 000 Pfund Sterling zählen zu können. Ungefähr 15 Schiffe, die an der südafrikanischen Küste scheiterten, hofft Gardinier zu „erforschen.“

Die Ausrüstung stimmt. Ein Schutzmann in Frankfurt a. M. tritt auf ein Stück Drangenschale und schlägt heftig auf das Straßenpflaster hin. Nachdem er sich wieder aufgerappelt, meint er: „Jetzt gab' ich aber wirklich was drum, wenn ich wüßte, wer der Stück Schale dahingeschmissen hat.“ — „Wenn Se mer en Grofche gewwe, nachander fog' ich's Jhne“, jagte ein Sachsenhäuser Junge, der den Unfall mit angesehen hatte. — „Hier mein Sohn, haste eenen Froschen“, sprach der Schutzmann, „weißte's denn och sicher?“ — „No nadierlich! Wer soll's dann annerschi gewese sein, als der, der die Drang' geschält hott!“ Und eilenden Laufes verschwand der Junge um die nächste Ecke.

Zahlung rückständiger Abonnements des Bergzweimnichts pro 1908 und Vorausbezahlung des Bergzweimnichts pro 1909 geschieht am einfachsten in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz durch Postcheck.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Mering, Unterwittighausen, Frankfurt a. M., Scherweiler, Unterpredthal, Ottobrunen, Odenheim, Wilsed, Neufisch, Glashofen, Brämlingen, Roggenburg, Ohlungen, Augsburg, Resselwang, Kaufbeuren, Postau, Landsbuh, Salmbach, Nemischeid, Sendenhorst, Eupen, Borghorst, Capellen, Behta, Belen.

Dankjagungen

sind eingegangen aus (Veröffentlichung war versprochen): Zella, Borsthal, Mondfeld, Föhrlich, Forchheim, Heidelberg, Ohlungen, Impfingen, St. Johann i. Saggantal, Sairach b. Linz, Raumberg, Lanach, Reichenberg, Raumberg, Vorum.

Gebets-Empfehlungen.

Eine leichtsinnige und auf Irwege geratene Tochter. Eine jährige Frau. Augenkranker Ein Trunkenbold. Ein vom Glauben abgefallener Familienvater. Eine Wohltäterin d. S. Winona-Mim um Befehrung ihres Sohnes. Rückgabe ausgeliehenen Geldes. Gutes Examen. Herzleidende. Ein Mädchen um Gesundheit und Bewahrung vor geistl. Schaden in ihrer neuen Stellung. Fremde Söhne und Töchter. Wohnungsforgen. Um gute Stellung. Um Befreiung von einem Beinleiden, nebst verschiedenen Anliegen. Um häuslichen Frieden. Glückl. Standeswahl. Kranke. Gelähmtes Mädchen. Um Sinnesänderung. Schwere Anliegen. Ein stolzer, jähriger Mann. Eine leichtfertige Frau. Verirrter Vater und Sohn. Leichtfertige Töchter. Guten Ausgang von Prozessen. Schwere Anliegen. Glückl. Sterbestunde. Rückkehr eines Sohnes. Nierenleiden. Ein Verunglückter. Verhütung einer unglücklichen Ehe. Ein seit Jahren krankenkrantes Mädchen. Guten Hausverkauf. Ein verunglückter Jüngling. Um Verhütung einer Operation. Glückl. Heirat. Um Befreiung von Halsleiden. Um eine gute erste hl. Beicht und gute Erstkommunion. Unglückl. Ehen. Guten Geschäftsgang. Schwer geprüfte Familien. Schwermütige. Auf Irwege Geratene. Glückl. Operationen. Um Befehrung eines Bruders. Zwei schwere Anliegen einer Familie. Um Verhütung von Selbstmord. Arme Familien, durch das Hochwasser schwer geschädigt. Häufiger Empfang der Sacramente. Um Hausfrieden. Um gute Diensthöten. Um Glückl. Ehe. Um gute Heirat. Augenleidende.

Um Glück und Segen im Geschäft. Ein in religiöser Beziehung gleichgültiger Mann. Gute Kindererziehung. Trunkflüchtige. Um Befehrung einiger Jünglinge und Jungfrauen. Glückl. Entbindungen. 6 Erstkommunikanten.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Bergzweimnichts.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Metz-bundes sind gefordert und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

August Habigbed und Elis. Henrichmann, Rotteln. Josefina Kloubert, Aachen. Frau Theresia Bieler, Köln. Rosine Seeholzer. Barbara Weber, Cham. Ww. Disler-Glanzmann, Kriens. Jakob Grämiger, Bagenheid. Paul Lühinger, St. Fiden. Anastia Müller, Franziska Konrad, Frau Anna Greinwald, Jungfrau Anna Greinwald, Maria Flosmann, Justina Kloiber, Johann Digiati, Otto Feldhütter, sämtlich von Luzing. Peter Lettner, Josef Lettner und Magdalena Lettner von Hapberg. Anastasia Leis, Untergerising. Georg Drexl, Eranding. Theresie Spötl und Anna Maria Käuffel, München. Georg Joachim, Ura Joachim und Kath. Reindl, Hamsbosen. Joh. Bapt. Sutter, Stein. Sebastian Anderes, St. Fiden. Johann Wyrich, Attinghausen. Josef Fütter, Langgabb. St. Gallen. Anna Quier, St. Joseph-Altdorf. Emilie Mayer, Reichenbach. Josef Thaller, Pfr., Gbelsbach. A. Geiger, Pfr., Beckstetten. Emilian Merfert, Pfr., und Schwester N. Merfert, Waldstetten. Joh. M. Ulrich und Martin Dietrich, Ammerichweier. Urjula Spreiter, Leidenbuch. Maria Frig, Wiesbach. Emv Gordon, Würzburg. Wwe. Koch und Eugen Klein, Erflein. Elisabeth Lügelmann, Marienthal. Anna Marg. Schleicher, Heroldsbach. Urjula Kraus, Bütthard. Magdalena Scherer, Piegendorf. Jakob Glajer, Ebesheim. Maria Krahniigg, Klagenfurt. Georg Bähringer, Pfarrkirchen. Luzia Meglic, Neumarkt. Anna Widner, Aistersheim. Andreas Freidl, Graj. Andreas Kaufmann und Josef Kern, Feldbach. Juliana Warger, Nestelbach. Anna Zellinger, Neuhofen. Johann Statmann, Erdgalach. Franz Platter, Wang. Alois Nahr, St. Josef b. Stainz. J. J. Muzel, Au, Borsberg. Maria Blum, Ranningstein. Schwester Antonia, Elisabethinerin, Klagen. Maria Hödl, Kirchbach. Johann Kumpfer, Obfall. Friedrich Richarzhausen, Pfr., Aiden. Gertrud Becker, Köln. Anton und Ferdinand Bränninghoff, Heiden. Louise Grönewald, Cleve. Frau Höfer, Schw. Juliana und Schw. Salesia, Hadeswagen. Sibilla Hüften, Mehlem. Theodor Starke, Gullern. Maria Kessler, Prath. Wwe. Pape, Eidel. Anton Zimmer, Trier. Lehrer Janzen, Lädereu. J. Schmitz, Pfr., Haffen. Jos. Wichmann, Pfr., Corbey. Heinrich Bong, Köln. Martin und Frau Bichler, Düsseldorf. Philipp Arie, Ahrweiler. Schw. Stefina, Wahlen. Elisabeth Colgong, Kullendorf. Anna Afsut, Dirschau. Konstantine Signus, Neuthen, D.-S. Maria Schnyder, Luzern. Pfr. Fneichen, Birsfelden. Theresia Fäßler, Schwyz. Rosa Amrhein, Engelberg. Marianna Käfer, Rieden. Sochw. S. Flosmann, München. Theresie Mittermeier, München. Walburga Flach, Gottmanshofen. Josef Templer, Oberaltling. Maria Engel, München. Josefina Wann, Dietenheim. Karl Salzberger, Rattenberg. Josef Bischof, Pfr., Arzenheim. Urjula Jach, München. Barb. Bredt, Aichau. Frau Nerlinger, Langerringen. Marg. Gareis, Tiefenpöhl. Kath. Reinbold, Niederbrunn. Franz Kaver Hofer, Landau a. N. Elisabetha Hofmann, Kersbach. Julie Geißbed, Friedberg. Karl Leisch und Kath. Brunner, Saarunion. Frau Karl, Feschenbach. Frau Umscheid, Doriprozellen. Franz Ser. Weber, Pfr., Grimoszhausen. Theresie Wächner, Kitzingen. Agnes Wagner, Sattelpeulstein. Ludwig Brenneis, Würzburg. Kath. Bilz, Altmittelban. Gregor Kilgenstein, Neules. Anna Wadenlee, Sulzfeld. Fanny Scherbauer, Cham. Pfr. Augustin Weichsel, Dietrichswalde. Magdalena u. Katharina Perth, Ebringen. Karolina Stöhrer, Pforzheim. Luise Weiß, Freiburg. Franz Jörg, Benigumstadt. Urjula Spreiter, Leutenbuch. Marianna Schindler, Schönan. S. M. Josefa Bernarda, Ursuline, Laibach. Andreas Kaufmann und Josef Kern, Feldbach. Emilie Eder, Luggau. Maria Zrl, Mauthausen, D.-Oest. Michael Zarl, Bram. Barbara Minarich, Schanwald. Ferdinand Sand, St. Gertraud. Maria Ebner, St. Marien. Josef Ludwig Perth, Teplitz-Schönan. Maria Auerberger und Philomena Schmallegger, Birkfeld. Anna Würzleber, Wertberg. Franz Ganglberger, Niederwaldkirchen. Frau Koppfensteiner, Wien.

O, Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, † und das ewige Licht leuchte ihnen. † Herr lasse sie ruhen in Frieden!

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.